

**Bochumer Arbeitsgruppe
für
Sozialen Konstruktivismus
und
Wirklichkeitsprüfung**

Arbeitspapier Nr. 14

1. Fassung: August 2003

**Was von der Postmoderne übrig blieb
- Zeitgemäße Betrachtungen -**

Motto

«Jener Behemoth des Marktes, dem die Religion so viel Würde leiht, fordert all die Jüngerschen Kriegertugenden – von Gerissenheit bis Nibelungentreue, von Willensmacht bis sacrificium intellectus – und scheint sie großartig nicht bloß in Frage zu stellen. Der Krieg des Marktes ist unzweifelhaft der Ernstfall. Und lohnt, wie die allermeisten Kriege, seinen Preis nicht.»
(Andreas Urs Sommer)¹

¹ Andreas Urs Sommer (2002): *Die Kunst, selber zu denken. Ein philosophischer Dictionnaire*. Die Andere Bibliothek. Herausgegeben von Hans Magnus Enzensberger. Band 214. Seite 148. – Frankfurt am Main: Eichborn.

Inhaltsverzeichnis

1. Einführung	3
1.1 Erster Rückblick: Zur Kulturphysiognomik von Romantik, Moderne und Postmoderne	3
1.2 Zweiter Rückblick: Positive Seiten der Postmoderne	4
1.2.1 Sprachästhetik	4
1.2.2 Wahrheiten	4
1.2.3 Pluralismus	5
1.2.4 Infragestellung von Autoritäten	5
1.2.5 Unvernunft	5
1.2.6 Selbstironie	6
1.2.7 Personenperson	6
2. Ein Blick zurück nach vorn	7
2.1 Sprache und Ästhetik	7
2.1.1 Theatersprache	8
2.1.2 Journalistensprache	8
2.1.3 Rhetorik	8
2.2 Wahrheiten	9
2.2.1 Agoraphobie im Möglichkeitsraum	10
2.2.2 Halt in der Haltlosigkeit	11
2.2.3 Politische Indifferenz	12
2.3 Pluralismus	13
2.3.1 Musikräume	14
2.3.2 Kulturräume	15
2.3.3 Beziehungsräume	15
2.3.4 Pluralismus, Toleranz, Ethik und das Subjekt	16
2.4 Infragestellung von Autoritäten	19
2.4.1 Entblätterung	19
2.4.2 Verantwortungsverschiebung	20
2.4.3 Neue Autoritäten	20
2.5 Unvernunft	20
2.6 Selbstironie	22
2.6.1 Postmoderne Poeten	22
2.6.2 Das <Ich> als Konstante	23
2.6.3 Atavismus	23
2.7 Personenperson	24
2.7.1 Das <Ich> als Flickenteppich	25
2.7.2 Die Mär vom Wesenskern	25
2.7.3 Der Traum von der Personenperson	27

3. Zwischenspiel	28
4. Zur Philosophie des Geldes	29
4.1 Geldwirtschaft	29
4.1.1 Die Magie des Geldes	29
4.1.2 Das Goldene Kalb	31
4.2 Geldwirtschaft und modernes Bewußtsein	31
4.2.1 Rationalisierung und Quantifizierung	31
4.2.2 Kulturelle Differenzierung und Individualisierung	32
5. Merkatokratie	33
5.1 Die merkantilistische Demoralisierung	34
5.2 Der Markt als Herrschaftsinstrument	34
6. Zur Kulturphysiognomik der Merkatokratie	36
6.1 Dämon Geld	37
6.2 Der dreifache Sieg der Arbeiterklasse	39
6.2.1 Proletisierung der Ästhetik	41
6.2.2 Tiefpreiskultur	42
6.2.3 Erregung	43
6.2.4 Sieg, Sieg, Sieg!	45
6.3 Entwertung der Werte	46
6.4 Zur Eigenverantwortung der Ungleichheit	48
6.4.1 Entsolidarisierung	49
6.4.2 Kapitulation der Politik	49
6.5 Die Angstkultur der Postmoderne	51
6.5.1 Das Wörterbuch der Merkatokratie	51
6.5.2 Kapitaldarwinismus	54
7. Finale	56
7.1 Erste Hilfe	57
7.2 Positiver Pluralismus	58
7.3 Ein Garten der Befreundeten	60
7.4 Gelassenheit und Mäßigung	61
7.5 Eigenbewegung	62
7.6 Ausblick	63

1. Einführung

Anfang der 90er Jahre des vorigen Jahrhunderts hat sich die Bochumer Arbeitsgruppe über längere Zeit und mit großer Intensität einer Kulturphysiognomik und Mythographie von Romantik, Moderne und Postmoderne gewidmet und die Befunde dieser Untersuchungen in dem weithin bekannt gewordenen Arbeitspapier Nr. 11 – mit dem Titel «Zur Kulturphysiognomik von Romantik, Moderne und Postmoderne» – festgehalten. Heute nun, etwa 10 Jahre später, und am Beginn eines neuen Jahrtausends, möchten wir einen zweiten Blick auf die in diesem Arbeitspapier herbeigezauerten Kulturepochen von Romantik, Moderne und Postmoderne werfen. Insbesondere interessiert uns, was aus den dort skizzierten «positiven Seiten der Postmoderne» geworden ist, wie groß also der Kontrast werden mag zwischen den hoffnungsvollen Ausblicken im Arbeitspapier Nr. 11 und einer aktuellen Bestandsaufnahme der Jetztzeit.

Um dies zu beantworten, blicken wir in dieser Einführung zunächst zurück, einmal auf das, was wir mit dem Arbeitspapier Nr. 11 überhaupt zeigen wollten, und dann auf das, was uns im Positiven so an der Postmoderne faszinierte. Im 2. Kapitel dann untersuchen wir sehr ausführlich die im Arbeitspapier Nr. 11 skizzierten positiven Seiten der Postmoderne aus unserer heutigen Sicht. Das 3. Kapitel überrascht uns mit einer Erkenntnis, weswegen wir uns im 4. Kapitel mit Georg Simmels «Philosophie des Geldes» beschäftigen. Im 5. Kapitel versuchen wir, Simmels Überlegungen mit unserer Überraschung in Einklang zu bringen, und das 6. Kapitel führt alle von uns aufgelösten und isolierten Stränge und Betrachtungen wieder zusammen in einer kulturphysiognomischen Bestandsaufnahme der Jetztzeit. Im 7. Kapitel dann zaubern wir ein positives Finale herbei.

1.1 Erster Rückblick: Zur Kulturphysiognomik von Romantik, Moderne und Postmoderne

Wer in den 80er-Jahren des vorigen Jahrhunderts mit offenen Augen lebte, wurde immer wieder überrascht, mit welcher Geschwindigkeit und Heftigkeit sich Lebensstile und andere kulturelle Produkte wie Architektur, Film, Mode, Musik, Theater, Erziehung, Wissenschaft in eine Richtung entwickelten, die sich als «postmodern» bezeichnen und die sich von den bis dahin gewohnten «modernen» Stilen unterscheiden ließ. Die Moderne war die Zeit der großen konkurrierenden Entwürfe und Theorien, Formen folgten der Funktion, und Diskurse aller Art waren geprägt vom Rekurs auf Daten, Fakten und Tatsachen und der Suche nach der einen und allein gültigen «Wahrheit».

Und da evolvierte nun – mitten unter uns – eine neue Kulturepoche, in der die großen Entwürfe – und damit auch die Idee einer einzigen endgültigen «Wahrheit» – weniger wichtig zu werden schienen. Formen folgten einem ornamentalistischen Quodlibet, und Diskurse und Darbietungen aller Art kreisten um Intensität, Spaß, Beschleunigung, Kommunikation und Konsum. Auch heute noch versteht sich: *«die Postmoderne als ein nachmetaphysisches Denken, für das es keinen substantiellen Wirklichkeitsbegriff mehr gibt, universelle Werte als rhetorische Effekte dekonstruiert werden und die Welt insgesamt als eine diskursive Konstruktion gilt.»*²

Es waren aufregende Zeiten in den 80er Jahren, und um sie annähernd verstehen – und das heißt ja immer *vergleichen* – zu können, entwarfen wir nicht nur ein großes Tableau vielfältigster Kriterien und Hinweise, an Hand derer wir «Moderne» und «Postmoderne» zu unterscheiden uns bemühten, sondern wir zogen auch noch die Kulturepoche der «Romantik» heran, um möglichst sorgfältig herauspräparieren zu können, auf was sich unsere Gesellschaft da eingelassen hatte.

² Ijoma Mangold in der Süddeutschen Zeitung vom 11. April 2003, Seite 13.

Eines ist noch von Bedeutung: Wir glauben, daß heute alle drei großen Kulturepochen gleichzeitig ‹leben› oder ‹weiterleben›, nicht nur in spezifischen sozialen und gesellschaftlichen Institutionen oder in bestimmten sozialen Räumen, sondern auch in den einzelnen Menschen. Und wir denken, daß wir so in verschiedenen sozialen Kontexten auf die Begriffe und Werte dieser drei Kulturepochen als Prinzipien und als Perspektiven rekurrieren können. Mal so, mal so. Und diese Wirksamkeitsgleichzeitigkeit der drei ungleichzeitigen Kulturepochen ist gleichzeitig ein wichtiges Merkmal der Postmoderne.

1.2 Zweiter Rückblick: Positive Seiten der Postmoderne

Im 4. Kapitel des Arbeitspapiers Nr. 11 haben wir sieben Punkte erfunden und erörtert, die auf *Positive Seiten der Postmoderne* zeigen sollten. Dabei wurden wir beeinflusst von Stephen Toulmin, der in seinem Buch ‹Kosmopolis› so überaus anregend über die Humanisierung der Moderne nachdenkt.³ Bevor wir im 2. Kapitel diskutieren, was aus diesen positiven Seiten der Postmoderne geworden ist, referieren wir diese Punkte hier noch einmal in aller Kürze und Sorgfalt, um dabei klar zu machen, worüber wir reden.

1.2.1 Sprachästhetik

In der Moderne haben Abbild- und Widerspiegelungstheorien der Sprache Konjunktur. Behauptet wird, jeder Phänomenbereich ließe sich mit einem passenden Wort festhalten und profanieren, und jedes Wort verweise nicht nur auf einen bestimmten Phänomenbereich, sondern bilde diesen gar ab. In der Postmoderne nun wachse die Erkenntnis – so unsere These damals –, daß die Sprache, indem sie etwas vorzugeben scheint, auch immer etwas verheimlicht: Etwas auszusprechen hieße also auch, etwas zu verbergen. Und die Postmoderne sei zutiefst skeptisch, was die Möglichkeiten angeht, Wirklichkeiten abzubilden. Worte würden zu Modeartikeln, die dekonstruiert werden könnten. Und sprachliche ‹Wahrheiten› würden so zu Stilfragen, zu ästhetischen Ereignissen. Aus einem ‹Was wird gesagt?› würde ein ‹Wie wird es gesagt?›. Das Rhetorische würde konstitutiv für Akte des Sprechens. Und was uns Anfang der 90er Jahre an diesen Überlegungen und Erwägungen so erfreut hat, war, daß in der Postmoderne vielleicht Behutsamkeit, Schönheit und Ästhetik in die Sprachspiele zurückkehren könnten.

1.2.2 Wahrheiten

In der Moderne ist ‹Wahrheit› das Hauptkriterium. Um ‹Wahrheit› dreht sich alles: ‹Wahrheit wird gefunden, entdeckt, sie drängt sich als gegeben auf, und sie ist universell. Es gibt nur eine Wahrheit; und wenn diese feststeht, ergeben sich die Konsequenzen daraus ganz zwangsläufig als Sachzwang. Wahrheit ist die kulturelle Erfindung der Moderne, ja, mit diesem Begriff inszeniert sie ihren Kulturzustand.›⁴ In der Postmoderne nun wachse die Erkenntnis – so unsere These damals –, ‹daß die durch die Informationstechnologien vermittelte soziale Sättigung des Selbst zu einer Multiplexität von Wahrheit›⁵ führe. Es gebe immer mehr Wahrheitsdefinitionen und lokale Wahrheitsvielfalten.

Viele Plausibilitäten – etwa zu dem, was bei einer bestimmten Krankheit zu tun sei – stünden nebeneinander. Und wenn die Menschen erst einmal erkannten, daß Fakten nicht einfach gefunden sondern in sozialen Räumen konstruiert würden, dann würden die ‹objektiven› Fakten der Moderne

³ Stephen Toulmin (1991): *Kosmopolis: Die unerkannten Aufgaben der Moderne*. – Frankfurt am Main: Suhrkamp. Seite 294.

⁴ Arbeitspapier Nr. 11, PDF-Version, Seite 63.

⁵ Arbeitspapier Nr. 11, PDF-Version, Seite 63.

zu schlichten Perspektiven, zu Möglichkeiten, die Welt zu sehen, und Wahrheitskriterien der Moderne würden überlagert von Fragen nach der Ethik und Ästhetik eines Geschehens und den sich aus nur einer Wahrheitssicht ergebenden Konsequenzen für soziale Räume.

1.2.3 Pluralismus

Während der vorige Punkt «Wahrheiten» auf die in sozialen Räume aufgesagten Inhalte fokussiert, beleuchtet der Punkt «Pluralismus» die Vielfalt der sozialen Räume selbst: *«Wenn immer mehr Leute denken, daß Fakten nicht gefunden, sondern sozial hergestellt werden, daß Nachrichten nicht die Wirklichkeit abbilden, sondern sprachliche Produktionen im Regierungsauftrag sind, dann könnte ein Klima von Liberalität und Pluralismus entstehen.»*⁶ In der Postmoderne nun hätten sich viele soziale Räume – so unsere These damals – über verschiedene – sich erheblich voneinander unterscheidende – Inhalte geöffnet. Die verschiedensten Wahrheitserfindungen, Stilrichtungen und Stilmittel schufen sich eigene soziale Systeme. Und unsere Hoffnung war damals, daß soziale Räume anderen sozialen Räumen nicht nur Luft und Platz zur Entfaltung, sondern diese auch wohlwollend nebeneinander bestehen ließen: *«Liberalismus und Pluralismus der Postmoderne könnten auch dazu führen, daß Angehörige ehemals inkompatibler Sozialsysteme zueinander finden, indem sie ihre modernen Alleinvertretungsansprüche von «Wahrheit» aufgeben.»*⁷

1.2.4 Infragestellung von Autoritäten

In der Moderne ist Wissen Macht. Also braucht unser Staat ein «dreigliedriges» Schulsystem, um die Sozialschichten bereits ganz früh separieren und unter sich lassen zu können. Allerlei angeblühte «Fachleute» aus begünstigten sozialen Räumen besetzen dann später soziale Positionen, da sie etwas «vorzuweisen» haben: Eine lange, äußerst reglementierte «Ausbildung», an deren Ende man ihnen staatlich approbierte, daß sie etwas wissen, mithin eine «Autorität» sind, und daß sie mit derselben fürderhin auf Menschen einwirken dürfen. Eine klassische moderne «Autorität» in diesem Sinne wäre ein Chefarzt, der – begleitet von einer Corona von Bewunderern – in ein Krankenzimmer hineinstürmt und also spricht: «Wie geht es uns heute?» Und die moderne Antwort wäre natürlich ein devotes «Danke, besser!», wohingegen eine postmoderne Antwort ein fröhliches «Wie es Ihnen geht, weiß ich nicht, aber mir geht es nicht so gut!» umfassen könnte.

Denn in der Postmoderne würden – so unsere These damals – *«herkömmlich definierte moderne Autoritäten in Frage gestellt»*. Und hoffnungsvoll sagten wir damals: *«Wenn es so viele, unüberschaubare Wirklichkeitsdefinitionen gibt, warum sollten wir spezifischen WirklichkeitsverkünderInnen besonderen Glauben schenken, nur weil sie behaupten, die Wahrheit zu verbreiten?»*⁸ Auch vermuteten wir, daß in der Postmoderne *«die ehemaligen modernen Insignien von Autoritäten wie große Schreibtische, dicke Teppiche, Dienstwagen, akademische Titel etc.»*⁹ prinzipiell in Frage gestellt würden, da es in dieser neuen Kulturepoche keine Autoritäten mehr qua Amt oder Status gäbe.

1.2.5 Unvernunft

Die Moderne steht und fällt mit der zweiwertigen Logik, mit der Annahme also, daß sich alles, was geschieht, in ein «richtig» oder «falsch» einordnen ließe. Und wer dies glaubt, ist vernünftig. In der Moderne werden die Begriffe Vernunft und Unvernunft als disziplinierende Sprachfiguren und zum Zwecke sozialer Stigmatisierung eingesetzt. Denn *«im modernen Diskurs wird Vernunft [...] gleich-*

⁶ Arbeitspapier Nr. 11, PDF-Version, Seite 65.

⁷ Arbeitspapier Nr. 11, PDF-Version, Seite 65.

⁸ Arbeitspapier Nr. 11, PDF-Version, Seite 65.

⁹ Arbeitspapier Nr. 11, PDF-Version, Seite 66.

gesetzt mit «die Realität abbildend» und in Opposition gesehen mit Ethik, Humanismus und anderen menscheleiden Säuseleien. Auch sind linear gedachte, kontext- und perspektivenlose vernünftige Argumentationen im finalen Kapitalismus meist auf ganz kurzfristige Ziele hin orientiert.»¹⁰ In der Postmoderne nun wachse die Erkenntnis – so unsere These damals –, daß der auf dem binären Denken fußende Vernunftbegriff in keine positive Zukunft führe. Auch stellten wir dem vernünftigen modernen «richtig oder falsch» ein «sowohl als auch» und ein «weder noch» gegenüber und folgerten ganz euphorisch: «Wir gehen vom eindeutig Zweideutigen zum Mehrdeutigen und können endlich die Willkürlichkeit der quasi «natürlichen» Oppositionen thematisieren.»¹¹

1.2.6 Selbstironie

In der Moderne nehmen Menschen in definierten sozialen Räumen Positionen ein, und die Berechtigung dazu müssen sie sich durch ein spezifisches Rollenspiel täglich erwerben. Da Menschen gemeinhin mehrere soziale Räume aufsuchen, kann man dann in der Moderne schon mal mit Emphase sagen «Fragen Sie mich jetzt als Fachmann oder als Mensch?» Aber Selbstironie ist nicht drin. Wie soll ein wahrheitsfixierter, vernünftiger, nur in zwei Möglichkeitskategorien denkender Mensch, der auch noch etwas darstellt, sich selbst «unernst» betrachten können? Wenn es in einem Gemenge mal eng wird, dann sagt ein solch‘ eingeschränkter moderner Mensch doch nur: «Wissen Sie, wen Sie vor sich haben!?»

Die Postmoderne nun – so unsere These damals – «könnte als positiven Nebeneffekt mit sich bringen, daß Personen in öffentlichen und privaten Diskursen öfter aus demselben heraussteigen, um sich in ihrem aktuellen Diskurs zu betrachten. Bei günstigen Gelegenheiten kann diese Selbstreflexion auch zur Selbstironie, zur spielerischen, witzigen Brechung des eigenen Weltstandpunktes werden. Wir denken, daß die Ironisierung der eigenen Person und der eigenen Handlungen zu einer positiven Flexibilität und Dynamik führen kann, die uns in ganz vortrefflicher Weise vor psychischem Leid und festgezurrttem, textmonotonem Statussein beschützen und dem unbehaglichen Zustande moderner Stabilität entgegenwirken kann.»¹²

1.2.7 Personenperson

In der Moderne werden Personen stabile Eigenschaften und Merkmale zugeschrieben, die auf die «Persönlichkeit», den «Charakter» verweisen sollen. Eine Persönlichkeit «hat» in diesem Sinne in ihrem Gebaren immer etwas Kennzeichnendes, Unverkennbares, Typisches, Spezifisches, Bezeichnendes, kurz etwas, das das Wesen dieser Person zeigt und ihm gemäß ist. Und sofort ist völlig klar, daß die «schrecklichste» psychopathologische Zuspitzung in der Moderne mit dem Verlust der «Einheit» einer Persönlichkeit, der Unteilbarkeit, des Individuierbaren zu tun haben muß, sprich mit der «Schizophrenie». Das geht nicht: Zwei Personen in nur einer Brust? Es erübrigt sich fast, zu erwähnen, daß die Ideologen der Moderne uns dabei weismachen und aufbinden wollen, Gene spielten bei der Konstruktion einer «Persönlichkeit» – ob normal oder «schizophren» – die Hauptrolle und soziale Einflüsse seien – beinahe – zu vernachlässigen.

In der Postmoderne nun – so unsere These damals – sehen wir die «Persönlichkeit» als Produkt sozialer Konstruktionsprozesse, wobei vielfältige Sozialisationsagenturen um ihren Einfluß rangeln. Dazu kommen eine Vielzahl sozialer Beziehungen und Bezüge in einer Vielzahl sozialer Räume, die «Konstruktionsspuren» in einer Person hinterlassen. Das Ergebnis könnte dann – so unsere These damals – eine Person sein, die eine «Patchworkidentität» aufweist, «eine schrille multiple Identität

¹⁰ Arbeitspapier Nr. 11, PDF-Version, Seite 66.

¹¹ Arbeitspapier Nr. 11, PDF-Version, Seite 66.

¹² Arbeitspapier Nr. 11, PDF-Version, Seite 67.

[...] ohne Referenz auf irgendetwas, schon mal gar nicht auf moralische oder überhaupt inhaltliche Bestände. Wir denken, daß [...] Qualitäten der sozialen Wirklichkeit im Rahmen der permanenten Selbstpräsentation gar nicht mehr ins Auge fallen, sondern höchstens noch als passagere Hinweisreize für weitere Selbstinszenierungen gelten.»¹³

Dieser eher negativ gesehenen postmodernen «Patchworkidentität» stellen wir im Arbeitspapier Nr. 11 das Konzept einer «Personenperson» gegenüber: *«In unseren Augen wird der ganze Konstruktionsprozeß in dem Moment positiv, wo sich das postmoderne Selbst nicht mehr wie eine Reflexamöbe im Strudel sozialer und medialer Konstruktionsangebote bewegt und ein Patchwork beliebiger Outfit-Präsentationen heranzubildet, sondern die Konstruktionsprozesse als zum Teil durchaus gewalttätige gesellschaftliche Konstruktionsversuche und Identitätsangebote identifiziert und kritisch reflektiert, wobei bei all diesen Überlegungen ethische Kriterien eine große Rolle spielen.»*¹⁴ *«Im Rahmen dieser reflektierten Haltung würde somit auch bei völlig systemkonformem Verhalten (in einer Hochschulprüfung z. B.) eine Distanz zur gerade vorgeführten Person bestehen und kein völliges Aufgehen oder Untergehen in subkulturell gewünschtem oder gefordertem Verhalten möglich sein.»*¹⁵

Wir geben gerne zu, daß das Konzept der «Personenperson» uns damals und heute sehr am Herzen liegt. Die Vorstellung, daß eine reflektierte Multiphrenie normal und äußerst «gesund» sein könnte, fasziniert uns nach wie vor. Aber auch bei den anderen hier aufgeführten Punkten, die sich am besten unter dem Slogan «Postmoderner Möglichkeitsraum statt modernem Wirklichkeitsgefängnis» zusammenfassen lassen, interessiert uns sehr, was daraus geworden ist. Deswegen sind wir sehr gespannt auf unsere folgenden kulturphysiognomischen Untersuchungen.

2. Ein Blick zurück nach vorn

In diesem Kapitel greifen wir die im Arbeitspapier Nr. 11 dargelegten und gerade eben noch einmal kurz skizzierten «Positiven Seiten der Postmoderne» auf und untersuchen und überlegen sorgfältig, was aus all diesen so hoffnungsvollen Zeichen geworden ist. Wir halten es für konvenabel, uns an die Reihenfolge der Punkte im vorigen Kapitel zu halten.

2.1 Sprache und Ästhetik

Auf den allerersten Blick schon wird evident, daß unsere Vorhersagen eingetroffen sind. Schrieben wir damals im Arbeitspapier Nr. 11 *«Sprachliche «Wahrheit» wird durch Stil ersetzt. Das gefällt uns: Die Sprache feiert wieder Feste»*,¹⁶ so wollten wir damit zum einen unserer freudigen Erwartung Ausdruck verleihen, daß die lähmenden und überaus langweiligen modernen Richtig-Falsch-Streitereien um Wirklichkeitsbehauptungen und Wahrheitserfindungen in zunehmender Weise als das gesehen werden, was sie sind: Streitereien um Wirklichkeitsbehauptungen und Wahrheitserfindungen. Und zum anderen hatten wir die Zuversicht, daß ästhetische Fragen, daß Ausdrucksmöglichkeiten – nicht nur in der Sprache – wichtiger und interessanter werden würden, als die Auseinandersetzung um Für-Wahr-Nehmungen.

Nun, es sieht heute tatsächlich so aus, als hätten Form- und Stilfragen des Ausdrucks und des Machens die eigentlichen Inhalte längst ausgetanzt, allerdings in einem etwas anderen Sinne, als wir es

¹³ Arbeitspapier Nr. 11, PDF-Version, Seite 68.

¹⁴ Arbeitspapier Nr. 11, PDF-Version, Seite 68.

¹⁵ Arbeitspapier Nr. 11, PDF-Version, Seite 69.

¹⁶ Arbeitspapier Nr. 11, PDF-Version, Seite 63.

damals erhofften. So dachten wir, es würde sich vielleicht eine neue Synästhesie von Form und Inhalt entwickeln. Doch was wir heute sehen, ist ein immer deutlicheres Verschwinden von Inhalten hinter einer fragwürdigen Ästhetik der Form. Schauen wir uns beispielhaft einige Bereiche unserer Kultur an, in denen Stil- und Formfragen die Inhalte besiegt haben.

2.1.1 Theatersprache

Besuchen wir in einem Stadttheater die Inszenierung eines postmodernen Regisseurs, sehen wir, daß solipsistische Stil- und Ästhetikmarotten, die von einem Inszenierer stolz mit der Bedeutsamkeit seiner Person verknüpft werden, die Inhalte, den Duktus, ja den Sinn oder die «Aussage» eines Theaterstücks längst besiegt haben. Es geht nicht mehr darum, *was* jemand inszeniert, sondern *wie* er es tut. Jede Inszenierung muß als Inszenierung gerade dieses einen Theatermakers erkennbar sein. Das Stück bildet also für den Sich-Selbst-und-seine-aufregenden-Ideen-Inszenierer nur eine Ego-Onanier-Vorlage. Oder anders: Es muß im postmodernen Regietheater immer erkennbar sein, daß «einer» das Stück inszeniert hat. Um das Stück selbst geht es immer weniger. So hatten wir uns das eigentlich nicht vorgestellt.

2.1.2 Journalistensprache

In einschlägigen Zeitungen steht die Art der Aussage, das «Wie» im Vordergrund, nicht der Inhalt, das «Was». Und das «Wie», also die Ästhetik der Riesen-Schlagzeilen und der damit verbundenen Einsilbigkeit, soll bestimmte Aufregungen, Gefühle, Stimmungen und Ressentiments schaffen: «Schröder ratlos; Schröder am Ende; Schröder schäumt; Schröder, hier kommt die Flutwut, Benzinwut, Raucherwut, Steuerwut; Schlappe für Schröder; Schröder hat fertig!» Um inhaltliche Apperzeption geht es nicht. Um Gottes willen!

Meist werden Aussagestile auch so gewählt, daß sie die eigentlichen Inhalte verdecken oder gar ins Gegenteil verkehren: «Schröder-Ehe vor Gericht!» Diese Überschrift insinuiert, daß eine in Schwierigkeiten geratene Ehe einer Trennung vor Gericht entgegenseht. Der Inhalt, der hier so typisch schmierlappenmäßig entstellt wurde, war aber, daß «Schröder» über seinen Anwalt einer bestimmten Zeitung untersagen lassen wollte, weiterhin Gerüchte über Probleme in seiner Ehe zu verbreiten. «Schröder-Ehe vor Gericht!» So macht man das. Denn das macht Spaß. Inhalt, Sinn und Bedeutung eines Sachverhaltes werden über eine Sprachstilwahl beliebig manipuliert. Viele einschlägige Zeitungen prägen so eine instrumentalisierte postmoderne Ästhetik, in dem Wissen, daß bei Analphabeten die Form einer Aussage haften bleibt, nicht der dahinter stehende und im Kleingedruckten verborgene Inhalt. Eine fragwürdige Sprachästhetik dominiert den Inhalt. So hatten wir uns das eigentlich nicht vorgestellt.

2.1.3 Rhetorik

Wenn die Welt aus postmoderner Perspektive eine diskursive Konstruktion ist, geht es aus der Sicht von Machern und Mächtigen in erster Linie darum, die allfälligen Konstruktionsdiskurse zu beeinflussen. Gibt es dann mal ein betrübliches «innerbetriebliches» Problem, kann man sich mit der Floskel «Ich gehe davon aus, daß es sich hier um ein Informationsdefizit handelt!» oder dem Allrounder «Ich gehe davon aus, daß es sich hier um ein Kommunikationsproblem handelt!» flugs an die diskursive Rekonstruktion des Betrüblichen machen. Diese Masche färbt ab. Und so strömen die Insassen der postmodernen «Informationsgesellschaft» massenhaft in Rhetorikseminare, wo gelehrt wird, wie Messages überzeugend erfunden und dann verpackt werden. Die Teilnehmer dieser Kurse, aber auch die «Mächtigen» allenthalben in Wirtschaft und Politik ahnen es, oder sie wissen es

bereits, daß es in stark zunehmender Weise völlig egal ist, *«was»* gesagt wird, entscheidend ist vielmehr, *«wie»* es dargestellt wird. Rhetorik als Eintrittskarte in die Jetztzeit!

Allmählich aber werden wir müde, ja wir werden es leid, die immer gleichen Handbewegungen und kontrollierten wichtigen Gesichtszüge der durchtrainierten Politiker und Kollegen zu betrachten, weil der inflationäre Gebrauch rhetorischer und gestischer und mimischer Anweisungen und Regeln seine eigene Wirksamkeit aushebelt und seine Inhaltsleere und seinen Leerlauf entlarvt. Wir fragten im Arbeitspapier Nr. 11: *«Wer wird schon wegen einer Stilfrage erschlagen?»*¹⁷ Na ja, vermutlich niemand. Aus heutiger Sicht würden wir allerdings meinen, daß man ohne die Eintrittskarte der Rhetorik auch nicht in das Karussell der Ökonomie einsteigen sollte. Man wird zwar nicht erschlagen, nein, aber ohne die angesagten mimischen, gestischen und verbalen Inszenierungen fliegt man schnell wieder runter.

Wir wissen mittlerweile auch, daß die auf freundlich geschulten Stimmen in den üblichen Telefon-Hotlines – *«Hallo! Herzlich Willkommen bei der XY-Hotline. Mein Name ist Gabi Baginski. Was kann ich für Sie tun?»* – nie wirklich Auskunft auf Fragen geben können, wie man nun die *«T-Net-Box»* installiert oder wie man zu Ökostrom wechselt, aber dafür um so besser immer wieder den eigenen Namen und den Namen ihres Auftraggebers wiederholen. Na ja, sie lesen ja auch nur vor, was gerade auf ihrem Bildschirm angezeigt wird. Und sie müssen sich und ihre Antwortstile gleich für mehrere verschiedene Firmen inszenieren. Und sie werden lausig bezahlt. Denn sie sind nur Staffage in einer postmodernen Dienstleistungsgesellschaft, die den Konsumenten *«in der Leitung halten»* und ihm das Gefühl geben will, man würde sich um ihn persönlich kümmern. So hatten wir uns das eigentlich nicht vorgestellt.

2.2 Wahrheiten

Im Arbeitspapier Nr. 11 haben wir den möglichen, ja, den von uns erhofften und erwünschten Weg von der *einen* *«modernen»* Wahrheit zu vielen *«postmodernen»* Wahrheiten beschrieben. Und so stellt sich heute für uns die Frage: Was ist aus der *einen* modernen Wahrheit geworden? Haben die Angehörigen einer Gesellschaft des Spektakels heute wirklich verstanden, daß in verschiedenen sozialen Räumen verschiedene *«soziale»* Wahrheiten konstruiert werden? Und lassen sie diese verschiedenen Wahrheiten auch *«nebeneinander»* stehen, ertragen sie also eine Wahrheitenvielfalt, oder versuchen die Besiedler dieser Räume doch wieder, ihre lokalen Wahrheiten als die *volle*, die *ganze* Wahrheit zu verkaufen und sich damit unter den Einfluß einer Wahrheitseinfalt zu stellen?

Dazu eine Beobachtung: Anläßlich der Berichterstattung über den letzten Irak-Krieg griffen alle einigermaßen seriösen Medien – selbstredend nicht die *«eingebetteten»* – neben der schlichten *«Information»* über das Kriegsgeschehen immer wieder das Thema der Instrumentalisierung der Medien in Kriegszeiten auf und versahen fast alle *«Meldungen»* mit der einschränkenden Floskel, aus welcher Quelle diese Nachricht stamme. Das war und ist in dieser Deutlichkeit neu. Hier hat sich offensichtlich die Vorstellung, daß die an einem Krieg beteiligten *«Parteien»* jeweils unterschiedliche Wahrheiten konstruieren und propagieren, bei den Autoren und Nutzern von Medienangeboten so weit verbreitet, daß es als selbstverständlicher Bestandteil einer jeden Nachricht gesehen wird, in dieser selbst immer wieder auch auf die mögliche Einseitigkeit und Parteilichkeit einer *«Informations-Quelle»* zurückzukommen und hinzuweisen. Das wäre wirklich neu.¹⁸

Wir befürchten allerdings vielmehr, daß der gesunde Menschenverstand auch in der Postmoderne glaubt, hinter allen verschiedenen Wirklichkeitskonstruktionen stehe unbedingt die *«eine»* Wirklich-

¹⁷ Arbeitspapier Nr. 11, PDF-Version, Seite 63.

¹⁸ Es könnte natürlich auch sein, daß die *«Nachrichtenweitergeber»* in den Medien sich nur aus der Verantwortung für die von ihnen erfolgte Nachrichtenauswahl und -darstellung ziehen wollen.

keit, die auch erkannt werden oder zumindest aus Puzzlestückchen zusammengesetzt werden könne – wenn man eben nicht parteiisch sei. Das wäre allerdings sehr <modern> gedacht!

Wir sagten im Arbeitspapier Nr. 11 aber auch: «*In der Postmoderne haben die großen Entwürfe, die Traditionen und Religionen abgedankt. Es gibt eine Akzeptanz von Entwurfsmischungen und Entwurfübergängen. [...] Kompromisse, aber auch Unsicherheiten herrschen vor.*»¹⁹ Es ist ganz offensichtlich, daß heute eine Fülle von Entwürfen, Modellen, Theorien zu allen möglichen Themen existiert und daß durchaus verschiedene Lebensformen nebeneinander existieren. Am auffälligsten ist dies in Bezug auf das, was Homosexualität genannt wird. Zu Beginn dieses Jahrtausends ist ein angeblich homosexueller Politiker «Regierender Bürgermeister» einer großen Stadt geworden. Und seine einer <christlichen> Partei angehörenden politischen «Gegner» haben sich nicht getraut, seine sexuelle Orientierung zu einem Wahlkampfthema zu machen. Das ist neu. Da hat sich etwas verändert.

Wenn wir die vielen verschiedenen lokalen sozialen Räume betrachten (siehe das folgende Kapitel 2.3) und uns vorstellen, wie hier Entwürfe aller Art (Lebensform, Musik, Kleidung etc.) gemischt werden, dann können wir von der Postmoderne als dem Zeitalter eklektizistischer Clip-Art sprechen. Und daraus ergeben sich zwei sehr interessante Fragen: Zum einen, ob nicht im Hintergrund des postmodernen Durcheinanders doch eine Art Monster, eine alles andere erschlagende <Wahrheit> dräuen könnte, und zum anderen, was denn aus den Menschen wird, die gelernt haben, alle Lebensauffassungen seien <irgendwie> richtig. Wie geht es denen, die auf alle Fragen nach einer Wahrheit oder nach einer ethischen Maxime immer nur sich selbst sagen hören «Das muß doch jeder selbst entscheiden»? Diese beiden spannenden Fragen werden wir im folgenden erörtern.

2.2.1 Agoraphobie im Möglichkeitsraum

Menschen in der Postmoderne werden überflutet von Meinungen, <Fakten> und Plausibilitäten, die im Wahrheitsraum herumschwirren. Daraus könnten sich nun sanft und allmählich die von uns damals erhofften Einsichten in die Prinzipien der Wirklichkeitskonstruktion und die Geheimnisse der Epistemologie entwickeln. Wir glauben heute aber, daß sich diese unsere Hoffnung eher nicht erfüllt hat. Wir denken statt dessen, daß diese unüberschaubar flackernde Vielfalt die postmodernen Kulturinsassen eher verwirrt, weil es für sie keine <wahre>, keine <wirklich richtige> Sicht auf die Dinge mehr gibt. Sie haben ihre epistemologische Lektion eben nicht gelernt. Nach unseren Beobachtungen sind Menschen so komplexitätsscheu, daß sie Polytextualität, also das gleichzeitige Auftreten vieler Perspektiven, nicht nachvollziehbar oder gar lebbar finden. Wir vermuten, daß die <informationelle> Unübersichtlichkeit heute eher als <Informations-Chaos> wahrgenommen wird, da sie für die meisten Menschen kaum mehr verarbeitbar ist. Perzeption und Apperzeption haben sich getrennt. Die Menschen schauen, aber sie sehen nichts.

Und dadurch entstehen Unsicherheiten und Ängste. Denn es gibt kaum mehr einen Lebensbereich, eine existenzielle Frage, die nur aus *einer* Perspektive beleuchtet werden könnte. Die Frage «Bin ich jetzt für oder gegen Atomstrom?» erscheint heute anachronistisch. Einfache Richtig-Falsch-Dichotomisierungen der Vergangenheit lösen sich in mehrdimensionaler Logik auf. Und der Umgang mit diesen Unklarheiten erfreut nur wenige Glückliche. Denn die *conditio humana* und die Logik des <normalen> gesunden Menschenverstandes verlangt wohl eher nach etwas, das er leicht nachvollziehen kann und das seine Unsicherheiten reduziert. Vielleicht fragt sich der überforderte Insasse der postmodernen spektakulistischen Kultur auch: «Wenn heute alles irgendwie richtig ist, ist dann letzten Endes nichts mehr richtig?» Könnte sein. Die stetig zunehmende Anomie verweist darauf.

¹⁹ Arbeitspapier Nr. 11, PDF-Version, Seite 6-7.

Das Wegbrechen von klaren «gut-schlecht» oder «richtig-falsch» Koordinaten erscheint nach unseren Untersuchungen vielen Menschen eher als Bedrohung und Bedrückung, denn als Befreiung. Das haben wir uns anders gedacht. Man könnte sich ja auch freuen und sagen, ok., es gibt nicht die eine Wahrheit, und wir werden nie erkennen, wie die Welt wirklich ist; also atmen wir auf, erfreuen uns der schillernden Möglichkeiten, staunen über die Erkenntnisvielfalt und genießen die Freiheiten des Denkens. Wir vermuten aber, daß eher das Gegenteil der Fall ist: Auch heute will der gesunde Menschenverstand an etwas glauben, das Bestand hat, das seine <informationellen> Überflutungen eindämmt und ordnet, und seine Unsicherheiten reduziert. Und so vermuten wir, daß heute eine ganze Generation von spezifischen Agoraphobikern aufwachsen könnte.

Unter «Agoraphobie» versteht man gemeinhin eine Angst, allein vor Situationen in einem sozialen Raum zu stehen, oder allein einen sozialen Raum buchstäblich durchqueren zu müssen, ohne einen Ausweg zu sehen. Agoraphobiker werden aufgrund ihrer Ängste meist immobil, sie vermeiden die Konfrontation mit der Außenwelt, sie verlassen ihr Haus nicht mehr. Da man in der Postmoderne der Fülle von Wahrheitskonstruktionen kaum mehr ausweichen kann und Angst Menschen zu primitiven Verhaltensweisen verleitet, könnte es sein, daß viele Menschen aus dem unübersichtlichen <informationellen> Möglichkeitsraum fliehen, in dem sie genau ein Informationsgenre, eine Wahrheitsmöglichkeit, ein <Haus>, wählen, welches sie nie wieder verlassen müssen. Eine ganz bestimmte Zeitung, eine bestimmte Medienanstalt, eine politische Partei zum Beispiel. So haben sie einen Halt und sind gegen alle anderen <Informationshäuser> immunisiert. Das hatten wir uns nicht so vorgestellt.

2.2.2 Halt in der Haltlosigkeit

Auf den Demonstrationen der letzten 10 Jahre pilgerten nur wenige Menschen für irgendeine Wahrheit durch die Straßen der Städte; auch die sogenannte Friedensbewegung schien ausgestorben. Alles war relativ geworden, man hatte keine Position mehr zu irgendwas: «*Die Verzweiflung hat keinen Adressaten mehr. Der neue Gegner ist das Verschwinden des Gegners.*»²⁰ Dennoch erfreute sich die Anti-Kriegs-Kultur angesichts des letzten Irak-Krieges einer neuen Renaissance: Viele Demonstranten wärmten sich am Zugehörigkeitsgefühl zu einer neuen und bewegenden Ersatzfamilie. Ging es um die inhaltliche Stellungnahme zu einer Angelegenheit, oder ging es um das Feeling, dabei zu sein? Und auf diesen vermutlich letzten großen Demonstrationen schafften ganz einfache Erklärungen – ich bin für Frieden – und ganz einfache Reduktionen auf die wirklich bösen Buben in dieser Welt – Bush/Saddam – die nötigen Meinungen. Dennoch blieben viele Unübersichtlichkeiten: Hatten die USA damals nicht auch die Gefangenen in den KZs befreit? Und hatte Saddam Hussein nicht vielleicht doch Massenvernichtungswaffen und war ein grausamer Diktator? Und so werden sich viele Leute in Zukunft aus aktuellen Meinungsspielen lieber heraushalten und erst recht keine Haltung zeigen. Vielfalt ohne Halt?

In der Moderne konnte die Vorstellung von der einen <Wahrheit> noch Halt geben. Und was gibt in der postmodernen Gesellschaft des Spektakels Halt? Bietet eine Wahrheit noch einen Halt? Oder wird ein erfundener Halt zu einer Wahrheit? So antwortete z.B. der Sänger Nick Cave auf die Frage «Was bedeutet es Ihnen, verheiratet zu sein?»: «*Dieses beschränkte Wesen einer Ehe fasziniert mich. Im Moment finde ich das enorm entlastend. Ich kann sagen: <Hey, ich bin verheiratet.> Das ist wie <Hey, ich bin katholisch.> Mehr muß man nicht sagen.*»²¹

²⁰ Siemons, Mark (2000): *Kleine Ethnologie der Ratlosigkeit*. In: C. Hegemann (Hrsg.). *Kapitalismus und Depression I*. Berlin: Alexander-Verlag. Seite 9-37. Das obige Zitat findet sich auf der Seite 15.

²¹ Frankfurter Allgemeine Sonntagszeitung vom 23.02.2003.

Diese entlastende Selbsteinschränkung spiegelt, was Peter Sloterdijk die «Ptolemäische Abrüstung» nach der «Kopernikanischen Mobilmachung» nennt.²² Die Postmoderne habe, so Sloterdijk, durch die Infragestellung aller tradierten Werte den Menschen die einfachen Selbstverständlichkeiten genommen, die ihnen einmal Halt gaben. Für diesen Effekt schlägt Sloterdijk die Bezeichnung «Mobilmachung» vor: *«Die kopernikanische Revolution bedeutet die Mobilmachung der Welt und der Weltbilder, bis an den Punkt, wo alles möglich wird. Man kann diesen Punkt nicht anders benennen als den des totalen Schwindels.»*²³ *«Wer den Taumel dieser universalen Mobilmachung fühlt, ist ins Auge des modernen Zyklons geraten – an den Indifferenzpunkt zwischen Lob und Tadel der Phänomene, den Nullpunkt der universalen Ambivalenzen.»*²⁴

Die ptolemäische Abrüstung sei nun – so Sloterdijk – die Wiederherstellung von Ankerpunkten im Taumel der ambivalenten Neuen Unübersichtlichkeit. *«Nachdem [der Neuptolemäer] sich durch praktische Weltreisen und theoretische Weltumrundungen davon überzeugt hat, daß die Erde rund ist und haltlos durch den Raum stürzt, macht er sich an die Arbeit des mythischen Komponisten, der sich eine bewohnbare, nicht stürzende Welt zusammenstellt.»*²⁵ Der Sinn dieser Komplexitätsreduktion sei, *«den Überblick über das unmögliche Ganze aufrechtzuerhalten, in einer Situation, die längst jeden Überblick verbietet. Während sich die <Welt> in Turbulenzen aus Turbulenzen auflöst und sich als Wolke aus lauter Unübersichtlichkeiten über alle Horizonte lagert, dichtet der ptolemäische Geist sich ein horizonthafes Ganzes zu recht, in dem er zu wohnen versucht, als wäre es seine Heimat von alters her.»* Sloterdijk glaubt, *«daß das, was wir Rationalität nennen, im Grunde nichts anderes als eine ptolemäische Funktion des Verstandes ist. Insofern der rationale Geist sich die Welt als Welt vorstellt, rationalisiert er sie auch schon nach dem Eigensinn ptolemäischer Gehirne. Vernünftige Gehirne sind ptolemäische Erkenntnisvorrichtungen, die ihre Aufgabe nur dann erfüllen, wenn sie nicht mehr Weltlärm in sich einlassen, als durch ihre Ordnungskapazität verarbeitet werden kann.»*²⁶

Wir vermuten, daß das Verhältnis zwischen «Informationsüberflutung» auf der einen Seite und Ordnungsvermögen des individuellen geistigen Apparates auf der anderen Seite immer unausgewogener wird, weswegen die ptolemäische Abrüstung die kopernikanische Mobilmachung nahezu aufgehoben hat. Wir beobachten fast überall ein Flüchten in einfache Lösungen, ein Hineinerfinden von schlichten Einfachheiten in die konfuse Welt, ein Sehnen, von den Vieldeutigkeiten dieser Welt entlastet zu werden: Siehe die instrumentalisierte Weltvereinfachung von Nick Cave.

2.2.3 Politische Indifferenz

Die weit verbreitete Agoraphobie im Möglichkeitsraum und der sehnlichst gesuchte Halt in der Haltlosigkeit führen heute nicht zu einer klaren politischen Orientierung, also zu einem Interesse daran, etwas an den Lebensbedingungen vieler Menschen zu ändern. Richtiger erscheint in der Postmoderne ein Leben ohne politische Haltung und Fassung. Cool bleiben. Sich nicht einbeziehen lassen. Sein eigenes Ding durchziehen. Alles andere: Egal. Schließlich versteht eh keiner mehr, wie das läuft mit der Globalisierung und die Ausgangsbedingungen politischer Handlungen sind kaum mehr feststellbar, da sie im allseits erhobenen Medienlärm untergehen. Also besser raushalten. Indifferenz ist angesagt. Passend dazu gibt es viele «Nachrichtensendungen» im privaten TV, in denen politische Ereignisse nur noch eine völlig untergeordnete und nichtswürdige Rolle spielen. Ein Fußballtorhüter, der seine schwangere Frau mit einem «Luder» betrügt, ist auf jeden Fall eine Nach-

²² Peter Sloterdijk (1987): *Kopernikanische Mobilmachung und ptolemäische Abrüstung.* – Frankfurt am Main: Suhrkamp.

²³ Peter Sloterdijk, a.a.O. Seite 63.

²⁴ Peter Sloterdijk, a.a.O. Seite 64.

²⁵ Peter Sloterdijk, a.a.O. Seite 113.

²⁶ Peter Sloterdijk, a.a.O. Seite 113f.

richt wert. Hier findet – im Auftrag des Kapitals – eine systematische Entpolitisierung und Alphabetisierung statt.

Die Systematik funktioniert: Heute hat ein durchschnittlicher 20-Jähriger in seinem Leben 20.000 Stunden ferngesehen und 5.000 Filme geschaut. In seinem Hirn hat er etwa 10.000 Videoclips gespeichert.²⁷ Vor diesem Hintergrund stellt sich rasch die Frage, ob der Gehirnapparat eines derart verstrahlten Lebewesens fähig ist, den Input noch zu differenzieren, oder ob aus diesem Wust an Bildern, Meinungen, Eindrücken – diesen vielfältigsten Perspektiven eben – politische Indifferenz resultiert.

Jensen beschreibt es so: *«Ein Grund dafür, daß die Überzwanzigjährigen so halt- und lustlos im Leben herumtaumeln, ist, daß sie die erste Altersgruppe sind, die keine gemeinsamen Erinnerungen und Werte hat. Alle Menschen, die vor 1970 geboren sind, haben in ihrem Leben politische oder gesellschaftliche Ereignisse mitbekommen, von denen sie als Generation geprägt wurden: Wirtschaftskrise, Krieg, Wiederaufbau, Studentenrevolution, Punk – bis Mitte der Achtzigerjahre bestand der Alltag für junge Leute darin, das eigene Überleben zu retten oder die Gesellschaft von falschen Idealen zu befreien. Leider gab es nicht mehr viel zu tun für die nach 1970 Geborenen. Die Stimmung war so liberal, daß man weder mit seinen Eltern noch mit seinen Lehrern richtigen Ärger bekommen konnte.»*²⁸

Die Konsequenz daraus ist ein aktiver Nihilismus auch auf politischer Ebene. Das politische Engagement nimmt in der Postmoderne rapide ab. Die Beteiligung an Wahlen wird auf lächerlich niedrige Werte sinken. Besser raushalten. Die Mitverantwortung für die Pólis, das Interesse am Wohlergehen des Gemeinwesens als eines Grundpfeilers der Demokratie, wird in Zukunft nur noch belächelt werden und sich kanalisieren in ein finales «Das muß doch jeder selbst für sich entscheiden, was er so macht oder nicht macht.» Entpolitisierung, Egal-Haltung, Abschied vom homo politicus.²⁹ Vielleicht taucht eines Tages wieder der Wunsch nach einem schillernden Staatsmann, ja gar nach einem König auf, der endlich alles alleine und zentral regelt und entscheidet, und uns dadurch so entlastet, daß wir uns nur noch um unsere Freizeit – also die Auswahl aktueller TV-Sendungen – zu kümmern haben. Berlusconi ante portas.

2.3 Pluralismus

Zu Beginn dieses neuen Jahrtausends gibt es bei uns noch gelegentlich Bemühungen von Fundamentalisten, für einen überschaubaren geographischen Raum so etwas wie eine «Leitkultur» zu beschwören, eine Art Verhaltenskodex aller anständigen Pólisbürger, an dem man «Fremde» abprallen lassen kann. Hier ist eine große Sehnsucht spürbar nach ptolemäischer Abrüstung und einem festen und sicheren Halt in der Haltlosigkeit, und sei es nur, daß man diesen Halt durch die Definition und Kundgabe von Worten gewönne. Das Ausrufen einer «Leitkultur» kann selbstredend nur von jemandem erfolgen, dessen sozialer Raum sich als konservativ, rechts, «christlich» und geistig wenig beweglich beschreiben ließe. Und genauso selbstredend wird in unserer Kultur dem Begriff «Leitkultur» vehement widersprochen von all denen, die eher linken, grünen, liberalen und progressiven sozialen Räumen entstammen und für die gerade ein multikulturell durcheinander gewirbelter sozialer Raum das Paradies auf Erden darstellen möge. Die gesellschaftliche «Wirklichkeit» geht heute natürlich über beide Vereinfachungs-Genres hinweg und läßt sich nicht mit wenigen schlichten Halteseilen fassen: Denn unsere postmoderne spektakuläre Gesellschaft ist erstaunlich pluralistisch.

²⁷ Jensen, Lars: *Des Lebens müde. «Quarterlife Crisis» – Die Generation der Überzwanzigjährigen ist ein bißchen zu früh von sich selbst erschöpft.* In: Süddeutsche Zeitung vom 1. Juni 2002.

²⁸ Jensen, Lars: a.a.O.

²⁹ Vgl. dazu den gleichnamigen Essay von Helmut Hansen: unter <http://www.boag-online.de/sceptic-11010.html>.

Anzahl und Vielfalt sozialer Räume mit ihren unterschiedlichen Qualitäten und Spielregeln sowie die Variationsbreite von Subkulturen mit ihrer Fülle und Farbigkeit, ihrer Mannigfaltigkeit, Vielförmigkeit und Vielgestaltigkeit, sind heute kaum mehr zu übersehen. Und das interessanteste dabei ist, daß diese pluralistischen Raum-Auffächerungen schlicht nebeneinander stehen, daß diese Zersplitterung in viele soziale Räume also ein eher wohlwollendes Nebeneinander generiert, welches Gegensätze in den Raumspielregeln in einer fast immer äußerst friedlichen Weise bestehen läßt. Unsere Hoffnung im Arbeitspapier Nr. 11, daß die verschiedensten Wahrheitserfindungen, Stilrichtungen und Stilmittel sich eigene soziale Räume schüfen, scheint sich ganz erfüllt zu haben. Der Pluralismus lebt!

Wenn wir das Wort «Subkultur» verwenden, könnte es so aussehen, als würden wir dem Mythos folgen, es gäbe über allen Subkulturen so etwas wie eine übergeordnete Ober- oder Rahmenkultur. Das ist gefälliger Unsinn.³⁰ In unseren Augen definieren sich Subkulturen durch ihre beschreibbaren und in Glaubensregeln eingefrorenen Abgrenzungen zu anderen Subkulturen. Diese Abgrenzungen können spezifische Lebensweisen umfassen, das Tragen von Abzeichen und Gewohnheiten des Güterverbrauches. Kurz, Subgruppen definieren sich durch die Präsentation subkulturspezifischer Etiketten. Wir werden uns im folgenden nur in wenigen inhaltlichen Bereichen umsehen, um Wiederholungen zu entgehen.

2.3.1 Musikräume

Daß sich der postmoderne Pluralismus auf den ersten Blick in der Vielfältigkeit existierender Musikräume zeigt, ist eine Binsenweisheit. Wenn man etwa in der Stadt Bochum das Radio einschaltet, kann man verschiedene Sender mit ziemlich genau auf bestimmte erdachte soziale Gruppen zielende und abgestimmte Programme empfangen. Der Westdeutsche Rundfunk bietet alleine schon fünf Programm- und damit fünf Musikgenres. Dazu kommen lokale private Sender. Das ist aber nur ein winziger Ausschnitt aus dem, was in der Musik möglich ist.

Und daß sich der postmoderne Pluralismus in der Musik nicht von solch‘ groben Etikettierungen einfangen und beschreiben läßt, wie sie von Lehrern gerne zur Qual ihrer Schüler und Schülerinnen zitiert werden, ist ebenso klar: Alternative Rock, Blues, Country, Crossover, Deutschrock, Darkwave, Dixieland-Jazz, Folk, Funk, Funkrock, Fusion, Gospel, Gothic, Grunge, Hardcore, Hardrock, HipHop, Independent, Industrial, Irish Folk, Jazz, Jazzrock, Latin, Metal, Musik-Comedy, Pop, Punk, Punkrock, Rap, Reggae, Rock, Rockabilly, R’n’B, Rock’n Roll, Ska, Soul, Synthipop, Techno. Zum Gähnen!

Selbst wenn «fortschrittliche» Lehrer (wer kann sich in der Postmoderne darunter was vorstellen?) mal ein bißchen weiter gehen und ein Referat über – sagen wir mal – die «Metal-Szene» vergeben, bleibt das zu vermutende Ergebnis der Recherchen doch wieder nur an der Oberfläche: Black Metal, Death Metal, Doom Metal, Funky Metal, Glam Metal, Gothic Metal, Grindcore, Mittelalter-Metal, Poser Metal, Power Metal, Progressive Metal, Rap Metal, Sleaze, Speed Metal, Stoner Rock, Trash Metal, True Metal, White Metal. Und?

³⁰ Was soll das sein, was alle «Deutschen» verbände? Ein kleiner Blick auf den Gebrauch der Sprache etwa nur im Westen und Süden unseres Landes zeugt sogleich davon, daß sich die Dialekte als grammatikalische Aberrationen von einer Hochsprache und als spezifische Intonationskonturen ganz erheblich unterscheiden und damit über die diskursiv eingebrachten und reifizierten Bedeutsamkeiten – je nach Region – zu ganz unterschiedlichen Weisen der Welterzeugung führen. Was ist dann deutsch? Eine völlig sinnlose Frage. Wir beantworten sie dennoch: «Deutsch» ist alles das, was heute in sozialen Räumen in diesem unseren Lande anzutreffen ist. Punkt.

Natürlich versuchen die Massenmedien einen Massenmarkt zu erzeugen und dann auch zu bedienen: «Volksmusik», Schlager, Hitparaden-Taugliches, gecastete «Superstars». Selbstverständlich versuchen die großen Medienkonzerne auch jeden neuen Musiktrend baldmöglichst massenkompatibel zu machen. Doch – zum Glück – gelingt ihnen dies in einem nur sehr bescheidenen Rahmen: Die an mitklatschbare Gängigkeit gewöhnten Ohren unserer Kulturinsassen weigern sich offenhörlich, andersartigen Geräuschen zu lauschen. Die Massenmedien schaffen es also tatsächlich nicht, die vielen Musikszene auf-, ab- oder auszuräumen oder sie gar platt zu machen; immer bleibt ein Stilpflänzchen übrig, schlägt neue Wurzeln, und plötzlich kommen wieder neue Stilmutationen ans Licht, na ja, – ans Ohr. Worauf wir hier also das Ohrenmerk lenken wollen, ist, daß es einen schier unübersehbaren und in *ständiger Wandlung* begriffenen Musikkosmos gibt, der in die unterschiedlichsten «Szenen» und Gemeinden mit zum Teil abenteuerlich kurzen Halbwertzeiten zerfällt.

Und das interessanteste für uns ist, daß sich eine unserer Vorhersagungen offensichtlich erfüllt hat: Es gibt Subszene, in denen die Vorliebe für vielleicht nur eine einzige Band oder einen einzigen DJ nicht nur die Eintrittskarte und den Clubausweis gleichermaßen darstellt, sondern in denen die Abgrenzung zu anderen Szenen mit Hilfe von Stilmitteln der Kleidung, des Anbringens von Applikationen am Körper oder der Einnahme Physiologie-bewegender Substanzen erfolgt. Postmoderne eben.

2.3.2 Kulturräume

Auch jenseits der Musikszene gibt es viele spannende Diskurse unter der eher tristen Massenmarktoberfläche. Wer zum Beispiel das Internet durchpflügt und das übliche massenhafte Gestammel («Ey, Mann, ey!») oder die so weit verbreiteten rüden Beschimpfungen (Sorry: Kein Beispiel!) hinter sich läßt, kann jede Menge sympathische Seiten finden – und damit meinen wir nicht nur solche Webseiten, in denen Ratschläge für abgestürzte Computer gegeben werden, oh nein! –, auf denen, ohne geldliche Vorteile, also ganz umsonst, wache und kluge Menschen ihre Gedanken und Gefühle äußern und andere Mitmenschen darauf sogar noch in kluger Weise eingehen.

Auch in der Buch-Szene gibt es viele Subkulturen und Überraschungen. Während die Politik der großen Verlage darauf aus ist, nur noch die dollen Bestseller zu verlegen und eine Themen-Sau nach der anderen mit allem dazugehörigen Merchandising durch das Mediendorf geprügelt wird, schreiben jede Menge Menschen spannende Dinge, zum Teil gibt es dafür sogar ein bißchen Geld (weil sich halt doch ein paar Käuferinnen finden), meist jedoch nicht.

Wer das Theater liebt und sich ein wenig auskennt mit Intendanten und Regisseuren, kann sich á la Carte genau die Aufführungen zusammenstellen, die ihm in seiner Wort- oder Klamaukverliebtheit behagen: Klar gibt es heute «veristische», ganz nah am Text liegende Interpretationen auf der Bühne (Ach! Andrea Breth!), und es gibt das postmoderne Regietheater mit seinen umjubelten Zeitgeistikon. Und vieles mehr. Wir haben die Wahl.

Und wer nicht im Laufen aus der Hand essen und auch keine Szene-Kneipen mit dem üblichen «Fingerfood» mag, kann immer noch und immer mehr nette und liebevoll gestaltete Restaurants aufsuchen und sich dem «slow food» hingeben. Alles ist möglich. Postmoderne. Positiv.

2.3.3 Beziehungsräume

Gibt es heute – im Vergleich zu der Zeit vor etwa fünfzig Jahren – mehr Möglichkeiten für Männer und Frauen, ihre Beziehungen zu anderen Männern oder Frauen so zu gestalten, wie sie das möchten? Und bleiben Beziehungen, die modernen konventionellen und bürgerlichen Mustern nicht ent-

sprechen, heute eher unbehelligt? Auch wenn analphabetisierte, desorientierte und mutlose Massen weiterhin von der Hochzeit in Weiß als schönstem Tag ihres Beziehungslebens und vom Reiheneigenheim als Hauptbeziehungsversicherung träumen: Die Antwort ist ja. Wir haben es schon in der Einleitung zum Kapitel 2.2 erwähnt und möchten es noch einmal betonen: In sehr vielen Mietshäusern der Großstädte des Westens leben zum Beispiel unverheiratete hetero- oder homosexuelle Männer und Frauen oder Paare zusammen, und keiner kümmert sich darum, keiner fühlt sich berufen, dagegen «etwas unternehmen» zu müssen. Ja, heute können homosexuelle Paare sogar – nein, nicht heiraten, das denn doch nicht, aber sich offiziell, also amtlich, «verpartnern» lassen. Immerhin.

Heute ist vielen Beziehungsinteressierten bewußt, daß man meistens nicht einen Partner oder eine Partnerin für «das ganze Leben» findet, sondern eher einen für bestimmte Lebensphasen. Das Wort «Lebensabschnittspartner» ist eine Erfindung, die nur in der Postmoderne möglich war. Die Thirtysomethings – also diejenigen Kulturinsassen, die von der Postmoderne (hier dem Privat-TV, der Gesellschaft des Spektakels, dem allgemeinen Laisser-faire) ganz gewaltig geformt wurden – rechnen heute damit, daß es, genau wie in ihrem Berufsleben, immer wieder Brüche und Trennungen in ihren Beziehungen geben wird. Und sie bleiben nicht in einer Beziehung, die ihnen nicht mehr zusagt, nur weil es ansonsten finanzielle Probleme oder Abhängigkeiten geben könnte. Sie bleiben auch nicht zusammen, um der Kinder und des lieben Friedens willen. Sie lügen in dieser Beziehung in ihrer Beziehung nicht so gerne, wie es ihre Eltern noch getan haben.

Auch die Entscheidung für ein Kind wird immer weniger davon abhängig gemacht, ob ein «Lebensabschnittspartner» vorhanden ist, der sich an der Betreuung eines Kindes beteiligt. Und die vorherzusehende Geburt eines Kindes ist heute in vielen sozialen Räumen kein Anlaß mehr, daß Erzeuger und Erzeugerin dieses Kindes heiraten. Da ist schon ein sehr weiter Weg zurückgelegt worden. Heute muß eine Frau, die ein Kind bekommt und keinen «Vater» vorweisen kann, nicht mehr «ins Wasser gehen». Das klingt vielleicht etwas seltsam. Aber wer die «Fackel» von Karl Kraus sorgfältig zu lesen versteht, der ahnt, wieviel Leid, wieviel Elend es noch vor hundert Jahren, dem Beginn der eigentlichen Moderne, gab und wie arg die Mütter «unehelicher» Kinder und die «unehelichen» Kinder selbst diskriminiert wurden. Und heute? Gott, ob man heiratet oder nicht, ein Kind will oder nicht, das muß doch jeder selbst entscheiden. Doch, dieses haltungslose Larifari hat eben auch positive Seiten, die wir nicht wegdeuten wollen.

Was sind das für Beziehungen, die in der Postmoderne gelebt werden? Nun, es scheint so zu sein, daß die Etablierung und Pflege einer Beziehung zu einem anderen Menschen bei vielen Thirtysomethings nicht an erster Stelle der eigenen Bemühungen steht, daß das «Zusammenwohnen» entideologisiert ist, und daß viele darauf beharren, eine eigene Wohnung zu besitzen, in die ungefragt niemand eindringen darf. Außerdem soll die sogenannte «Treue» in der Postmoderne an Wert verlieren. Und es soll angeblich auch immer mehr Beziehungen geben, in denen Sexualität – trotz oder gerade wegen der Dauer-Sexualisierung in den Medien – keine Rolle spielt.

Halten wir fest, daß es jenseits des Beziehungs-Mainstreams in Richtung einer «traditionellen» Kleinfamilie eine erfreuliche Fülle von heute als «normal» geltenden Beziehungsmustern und -modellen gibt. Diese Beziehungen klinken sich mal in den kulturellen Diskurs ein, mal verweigern sie sich. Andere Beziehungen ergeben sich voll dem Kapitalismus, und andere eben nicht. Pluralismus. Natürlich gab es auch vor fünfzig Jahren Versuche, Paarbeziehungen anders zu definieren, als das den bürgerlichen Vorschriften entsprach. Aber es gab wesentliche Widerstände, Probleme und Ächtungen, falls man das dann wirklich mit Leben erfüllte. Welch ein Weg hier zurückgelegt wurde, können die Thirtysomethings gar nicht ermessen!

2.3.4 Pluralismus, Toleranz, Ethik und das Subjekt

Wir hatten es am Ende des vorigen Jahrhunderts erhofft und vorausgesehen: Das eigentümlich Positive, ja das Wesen der Postmoderne könnte ein breiter «Pluralismus» sein. Damit ist ein Kosmopolitismus des Denkens gemeint, die Akzeptanz verschiedener Perspektiven, die zur gleichen Zeit ihre Daseinsberechtigung haben. Diese Vielgestaltigkeit weltanschaulicher, politischer oder gesellschaftlicher Phänomene könnte aus dem neuen, postmodernen Bewußtsein resultieren, daß die Vorstellung einer einzigen und richtigen Wahrheit nicht länger haltbar ist. Und wie viele gesellschaftliche Ausdifferenzierungen sind zu beobachten, wie viele kommunale Systeme schaffen sich ihre Freiräume! Und der eine moderne Lebensplan – Schule, Studium, Beamter – wird aufgegeben oder muß aufgegeben werden, es gibt eine Fülle auch positiver Fraktionierungen im Lebenslauf, es gibt mehr sich unterscheidende Lebensphasen.

Die Voraussetzung, um in einer Gesellschaft verschiedenster Wertgeltungen und Bedürfnisse Toleranz gebären zu können, ist allerdings die Ambiguitätstoleranz, also die Fähigkeit, eben diese Vieldeutigkeiten, Unsicherheiten und Unbestimmbarkeiten nicht nur zur Kenntnis zu nehmen, sondern auch ertragen zu können. Gelingt dies, könnten auch die großen Religionen endlich mit ihrem Geweihgeschüttel aufhören: Die Postmoderne birgt das Potential zur Überwindung der Unterschiede, von der Lessing bereits im «Nathan» schreibt. Hier läßt Lessing seinen weisen Nathan die Ringparabel erzählen, in der die drei großen Religionen Islam, Christentum und Judentum drei Söhne darstellen, deren Vater einen Ring besitzt, den er, wenn er stirbt, verschenken will. Damit sich kein Streit ergibt, läßt der Vater den Ring fälschen und ein jeder Sohn erhält einen Ring. Einer soll echt sein, doch «[...] *man klagt. Umsonst; der rechte Ring war nicht erweislich. Fast so unerweislich, als uns itzt – der rechte Glaube.*»³¹

Die eine richtige Wahrheit, die eine richtige Meinung, die eine richtige Lebensweise, die eine richtige Behandlung von Übeln läßt sich weder finden noch ergründen, selbst wenn es sie jeweils gäbe. Diese anspruchsvolle Weisheit akzeptierbar zu machen, dazu könnte die Postmoderne den nötigen Nährboden bereithalten. Um so erstaunlicher ist es, daß gerade in diesen Zeiten ein neuer Glaubenskrieg – ein heiliger Krieg – geführt wird, zwischen Christen und Islamiten, zwischen westlicher Vorstellung und arabischer Welt. Ist der Begriff postmoderner Pluralismus nur ein Oxymoron? Oder lebt hier das Aushängeschild des Westens geistig in einer restriktiven Moderne und die arabische Welt im Mittelalter? Ist es das, was eine Toleranz verhindert?

Toleranz angesichts des gleichzeitigen Auftretens ganz gegensätzlicher Subkulturen, die Freude an der Vielfalt von Perspektiven und die Erkenntnis, daß es nicht die eine kontextungebundene Wahrheit gibt – das könnten die wichtigsten Zutaten für einen lebhaften postmodernen Pluralismus sein. Auch wenn wir von diesem nicht gleich den Weltfrieden erhoffen, so dachten und denken wir doch zumindest daran, daß verschiedene Mikrosysteme unserer Gesellschaft friedlich koexistieren könnten. Aber ob hinter dem äußeren Aushalten von Verschiedenartigkeiten eine innere geistige Haltung steckt, ist für uns zweifelhaft. Ambiguitätstoleranz schafft für die meisten Mitmenschen eben keinen Halt in der Haltlosigkeit.

Und Pluralismus als fast-food war nicht unsere Vorstellung vom Paradies auf Erden. Wenn wir uns heute umschauen, werden – ganz pluralistisch und ohne Bedacht, gleichsam im Vorübergehen – Gegensätze aller Art nicht mehr apperzipiert, sondern – konsumiert. Gegensätze, die man kaufen kann, führen nicht zu einer Toleranz, die der Rede wert wäre. Was meinen wir damit? Nun, postmoderne Menschen zeigen in der Gesellschaft des Spektakels nur äußerst selten eine Haltung zu etwas,

³¹ Lessing, G.E. (1966): *Nathan der Weise*. Herausgegeben von Peter Demetz. – Frankfurt am Main: Ullstein. Seite 66.

einen Ethos. Sie vertreten – wie eine Fahne im sozialen Wind – mal die eine, mal die andere Meinung, ohne sich zu bemühen, die Hinter- und Abgründe dieser Meinungen gedanklich zu durchdringen. Gerne nimmt ein Jetztzeitmensch auch dabei in Kauf, Gegensätze gleichzeitig zu vertreten. Paralogismen sind nicht mehr pathologisch. Es ist eher cool und schillernd, gleichzeitig als Vertreter verschiedener Sozial- oder Wissenssysteme auftreten zu können. Morgens trägt man einen Anzug, um sich als seriös auszuweisen, abends eine zerrissene Jeans, um Jugendlichkeit darzustellen. Dissonanzen verschwinden hinter einem «Ist mir doch egal, wenn ich nicht kohärent wirke.» Und indem man Widersprüche als solche ansieht, ist man immer noch in einem zweiwertigen Denken verhaftet und erschafft damit ihre Unauflösbarkeit. Diese Art, einen postmodernen «Pluralismus» zu leben, sollte nicht verwechselt werden mit einem Leben in Nichtlinearität und mit dem Begehen paralleler Pfade in dem Bewußtsein des Lichtenbergschen Leitgedankens «*Es könnte auch ganz anders sein.*»

Um es kürzer auszudrücken: Die Grundlage des Wollens und Handelns in der postmodernen Kultur ist kein inneres Ethos, sondern eine von außen aufgedrängte *Beliebigkeit*. Unseren Beobachtungen im postmodernen Weltenraum nach dürfen im finalen Kapitalismus selbstredend nicht *alle* möglichen Subkulturen gleichberechtigt nebeneinander ihr Dasein pflegen, sondern nur die Subkulturen, die erkennbar jetzt oder in naher Zukunft kapitalistisch verwertbar, ausbeutbar sind. Der Sieg der Warenwelt über alle anderen Welten bringt es mit sich, daß sogenannte Trendscouts auf die Gesellschaft losgelassen werden, um neueste subkulturelle Strömungen und Pluralismen aufzustöbern. Erspäht ein Trend-Pfadfinder beispielsweise Jeans, die auf eine spezifische Art «kaputt» oder verfärbt sind, werden flugs Faksimiles davon in die einschlägigen Schaufenster gestellt und ganze Parties damit promoted.

Werden keine neuen Strömungen erkundschaftet, so werden diese kurzerhand erfunden: Western-Look, Kleinmädchen-Outfit, Hippie-Revival-Look; mal sind Jesus-Shirts in, mal wieder Buddha-Abbilder. Alle drei Monate wechselt das dargestellte Bezugssystem, das sich dann leicht auf den Stangen, die die Welt bedeuten, wiederfinden läßt. Aber all dies bezieht sich eben auf keine innere Haltung, es fußt nicht auf einer Überzeugung, es steckt kein Gedanke dahinter: Der Träger eines spezifischen angesagten Looks ist dadurch nicht automatisch ein Angehöriger oder Vertreter eines spezifischen sozialen Raumes, eines kulturellen Subsystems. Er zelebriert als Kleiderständer lediglich ein Mimikry, ja er zeigt seine Anpassungsgabe. Unter diesen Bedingungen treten keine verschiedenen Subkulturen auf die gesellschaftliche Bühne, die Meinungs- und Wahrheitsvielfalt widerspiegeln, sondern lediglich Moden, Trends.

Eine Subkultur darf im finalen Kapitalismus nur eine Rolle spielen, wenn sie im Gewand differenzierter Waren erkennbar und konsumierbar wird. Verwandelt sich eine Subkultur so in eine Warenschau, erhält sie ein Trend-Etikett und ist damit erst legitimiert. Der von uns einst erträumte Möglichkeitsraum wird hier ersetzt durch einen Angebotsraum; der Pluralismus metamorphiert zur Schaufenstervielfalt. Kurz, der postmoderne Pluralismus steht nicht unter dem Leitspruch «sapere aude!» (Habe Mut, dich deines eigenen Verstandes zu bedienen!), nein, er folgt einem «consumere aude!» (Ich bin doch nicht blöd!).

Und dies hat Konsequenzen für das Subjekt, das den Einflüssen des postmodernen Zeitalters ausgesetzt ist: Die Vielfältigkeit von Lebensentwürfen, die allfällige Veränderlichkeit und leichte Inszenierbarkeit unterschiedlicher Selbstkonstruktionen wird heute für sehr viele Kulturinsassen zu einer äußerst anstrengenden Aufgabe. Da der einzelne heute unter allen Umständen seine «Individualität» betonen und herausstreichen muß, liegen die zu erwartenden Probleme auf der Hand. Stellt ein «Ich» seine Individualität dadurch her, daß es versucht, sich einer scheinbaren Subkultur zugehörig zu fühlen, indem es verabredete, sehr starre Kleidungs-codes erfüllt, dann muß dieses «Ich» doch eben-

falls alles dafür tun, um sich gleichzeitig als unabhängig von dieser Subkultur definieren zu können. Ein unentrinnbares Dilemma. (Dazu mehr im 7. Kapitel.) Und bevorzugt ein ›Ich‹ zur Identitätsfärbung und -heraushebung nun Second-Hand-Klamotten oder Hennes-und-Mauritz-Stangenware, es wird immer viele andere unerwünschte Zeitgenossen geben, die ebenfalls diesen einen Einheitslook tragen. Selbst sogenannte Konsumgegner, Attac-Freunde oder Angehörige ›antifaschistischer Bewegungen‹ erkennen sich untereinander an ihrer Vorliebe für schwarze Kapuzenshirts. Ist die von uns erhoffte Vielfältigkeit im Denken und Sehnen durch die Macht des kapitalistischen Systems nur zu einer vorgefertigten Palette von Outfits geworden? Das haben wir uns nicht so vorgestellt.

2.4 Infragestellung von Autoritäten

Albert Einstein sagte einmal so um 1930 herum: «Zur Strafe für meine Autoritätsverachtung hat mich das Schicksal selbst zu einer Autorität gemacht.»³² Nun, und im Arbeitspapier Nr. 11 stellten wir 60 Jahre später die hoffnungsvolle These auf, daß eine Einstein'sche Autoritätsverachtung den Diskurs der Postmoderne bestimmen und geradezu eine Epidemie werden würde, denn «herkömmlich definierte moderne Autoritäten» würden in immer zunehmender Weise in Frage gestellt werden und tradierte Insignien der Macht dadurch immer lächerlicher erscheinen. Ist dem so? Haben sich unsere Hoffnungen erfüllt?

2.4.1 Entblätterung

Auf den ersten Blick sieht das so aus. Heute ist das Leben eines Managers, Gurus, Politikers, Sportlers oder Showstars hinlänglich bekannt, entblättert und breitgetreten. Autoritäten dieser Art werden zwar aus Gründen, die der Markt vorschreibt, immer wieder mal respektiert und hochgeschrieben, genau so schnell kann jedoch auch deren nachhaltiger Fall inszeniert werden. Respekt sieht anders aus.

In der reaktionären Kampfpresse (FOCUS, WELT, FAZ) etwa ist es äußerst wichtig, immer wieder zu zeigen, welche moralische Haltlosigkeit, intellektuelle Nichtswürdigkeit, inhaltliche Unverantwortlichkeit, ja welche Un- oder Außermenschlichkeit die Mitglieder des gerade von ihr bekämpften politischen Lagers aufweisen. Respekt vor einem Amt, einer Autorität gibt es hier schon lange nicht mehr. Nur hat das nichts mit einer Einstein'schen Autoritätsverachtung zu tun, es ist schlicht politischer Kampf, also Schmutz. Hier wird eben nicht – wie wir uns das erhofft hatten – der Mantel der Autorität selbst, der Status, das Amt, die mit Insignien der Macht versehene *Position* in Frage gestellt, sondern schlicht die Person, die unliebsam erscheint und deswegen «weg» muß.

Dies läßt sich sehr leicht daran erkennen, daß der dem politischen Gegner in der Ausübung eines Amtes nicht gewährte Respekt sofort und unbedingt eingeklagt wird, sollte ein dem eigenen politischen Lager zugehöriger Wichtigkeitswichtel eine ›Autorität‹ werden. Dann folgen in der reaktionären Kampfpresse sogleich Verbeugungen ohne Ende. Und da die ›eigenen‹, also die mit ›eigenem‹ Geld unterstützten und gesponserten Politiker zwar genehme, aber doch auch nur häßliche und dumme Menschen sind, müssen sie in der Schmutzpresse permanent als gute Menschen, also als Ehemann, Vater oder Hobbyist vorgeführt werden. Es muß hier also gezeigt werden, wie diejenigen, die als Politiker schon mal harte Entscheidungen treffen ›müssen‹ und damit den Untergang dieser Kultur inszenieren, «privat» doch eigentlich total nett sind. Dann gibt es Homestorys und Fotos, auf denen eine Autorität sich etwa einem Tier nähert. Rührend. Das kennen wir schon. Von Hitler gibt es auch beeindruckende Bilder, auf denen er Kinder und Schäferhunde streichelt. Das scheint für spektakulistisch verdummte Menschen, also die große Mehrheit unserer Kulturinsassen,

³² Einstein, Albert (1932): *Mein Glaubensbekenntnis*. Schallplatte im Auftrag der Deutschen Liga für Menschenrechte.

als Gesten-Gaukelei auszureichen, um krude auf die Zugehörigkeit eines Tierfreundes zur Gattung <Mensch> zu verweisen. Sancta Simplicitas!

2.4.2 Verantwortungsverschiebung

Auf den zweiten Blick wird die Lage komplizierter. Der Wandel der Arbeitswelt hat große Veränderungen in den Unternehmensführungen mit sich gebracht. Ehemalige <unbedingte> Autoritäten, also Chefs und Abteilungsleiter, nehmen im Postfordismus der Jetztzeit auf eine äußerst raffinierte Art und Weise ihre Autorität bezüglich der Organisation und der Inhalte des zu Erledigenden zurück – und überlassen diese statt dessen lieber <ihren> Lohnabhängigen, indem sie sich «ganz auf diese verlassen». Im Lean Management darf heute jeder kleine Angestellte sein eigener Chairman sein, seine eigene Autorität. Die ehemaligen Chefs definieren ihre Autorität heute eher daran, daß sie die neue selbstausbeuterische Unternehmenskultur vorturnen und -leben. Und ab und zu einen Selbstausbeuter entlassen. Klar. Das fördert die Motivation der Zurückgebliebenen. Mit anderen Worten: Machtverhältnisse sind heute wesentlich subtiler geworden.³³

So werden zunehmend Strategien der «Delegation von Verantwortung» eingesetzt, die – so Bourdieu – *«die Selbstausbeutung der Angestellten gewährleisten sollen, Beschäftigte, die zwar wie einfache Lohnempfänger in einem streng hierarchischen Abhängigkeitsverhältnis stehen, gleichzeitig aber für ihre Verkaufszahlen, ihre Außenstelle, ihr Geschäft verantwortlich gemacht werden wie «Selbstständige»; eine «Selbstkontrolle», die ihre «Einbeziehung» der Beschäftigten nach allen Regeln des «partizipativen Managements» auch über die Angestelltenschaft hinaus greifen läßt – alles rationale Unterwerfungstechniken, die [...] zuletzt um eine Schwächung oder Beseitigung des kollektiven Zusammenhalts und kollektiver Solidaritäten wetteifern.»*³⁴

2.4.3 Neue Autoritäten

Auf den dritten Blick sehen wir aber auch, daß heute neue Autoritäten gesucht und gefunden werden, die die bevölkerten und überladenen Kulturinsassen vom Elend des finalen Kapitalismus nicht nur ablenken, sondern die ihnen jenseits von Markt und spektakulärem Alltag Sinn und Halt versprechen sollen. Da die harten Fakten des kapitalistischen Endlaufs ständig öffentlich durch die Kundgabe <objektiver Zahlen> verifiziert werden, bleibt eine riesengroße emotionale, inhaltliche, substantielle, essentielle Leere, bleibt ein endloses Sehnen nach einem nicht mit verifizierten Daten zugestellten Raum, ein unendliches Verlangen nach einem Sinn jenseits des kapitalistischen Rattenrennens: Religionen werden wieder wichtiger, der Glaube an Heilslehren kehrt zurück.

Wer einmal auf einem buddhistischen Retreat Menschen jeden Alters dabei beobachten konnte, mit welchem Entzückt- und Entrücktsein sie einen Guru mit Reis bewerfen und mit Glöcklein klingeln, ahnt, was wir meinen. Offensichtlich lassen sich gewöhnliche Autoritäten und Vorbilder des Alltags heute viel zu leicht dekonstruieren. Also stützen sich viele haltlose und unruhige Menschen der Jetztzeit auf schwer begreifbare, schwieriger ergreifbare esoterische Autoritäten. Diese sagen ihnen dann Weisheiten, die merkwürdig unbestimmt bleiben, die weder verifizierbar noch falsifizierbar sind und die – das ist immerhin eine Pointe – sie sogar davor warnen, eben diese soeben verkündeten Weisheiten zu glauben. Paradox. Dann fliegt der Reis.

³³ Vgl. dazu unsere Rubrik «Neue Spielregeln der Ausbeutung» im Skepsis-Reservat.

³⁴ Bourdieu, P. (1999). *Gegenfeuer: Wortmeldungen im Dienste des Widerstands gegen die neoliberale Invasion*. Ulm: Spiegel Buch. Seite 134.

2.5 Unvernunft

Die harten Fakten des inszenierten Kapitalismus müssen permanent öffentlich in Form von Zahlen ausgerufen werden, um die Lohnabhängigen jederzeit vor unvernünftigen Unbedachtsamkeiten – wie etwa dem Wunsch nach Lohnerhöhungen – warnen zu können. Solche Zahlen sind etwa das ‹Wirtschaftswachstum›, die ‹Zahl der Arbeitslosen›, die ‹Anzahl noch fehlender Lehrstellen› oder die ‹Steuerschätzung›. Besonders wichtig ist im finalen Kapitalismus natürlich die tägliche Kundgabe, wieviel tausend ‹Arbeitskräfte› gerade wieder irgendwo ‹abzubauen› sind, um die ‹internationale Wettbewerbsfähigkeit› irgendeines Unternehmens zu erhalten. Das ist die Disziplinierungszahl schlechthin.

Die auf Wahrheit versessene ‹Moderne› kleidet ihre zu verkündenden ‹Wahrheiten› eben sehr gerne in Form von Zahlen, denn Zahlen, entkleidet aller inhaltlichen Substanz, erwecken schon ganz oberflächlich den Eindruck, ‹wahr› zu sein. Und solch ‹wahre Zahlen, solche Gegebenheiten, ja solche Sachzwänge anzuerkennen und ihnen zu folgen, ist vernünftig. Der moderne Mensch ist vernünftig, da er wahr und falsch zu unterscheiden weiß und deswegen auch unbedingt an Zahlen glaubt.

Und hier setzte im Arbeitspapier Nr. 11 unsere Hoffnung ein. Wir erwarteten, daß das binäre Denken, die damit verbundene zweiwertige Logik und der auf beidem fußende moderne Vernunftbegriff eines Tages lächerlich erscheinen würden. Wir vermuteten, daß die Willkürlichkeit gewählter Oppositionen, die interessengeleitete Produktion staatlicher Zahlen und das zunehmende Wissen um die Unvernunft moderner Vernunft zu einer neuen postmodernen Unvernunft führen werde. Hat sich unsere Hoffnung erfüllt? Wird die moderne Vernunft bezweifelt, werden ‹vernünftige› Traditionen der Moderne beschädigt?

Werfen wir einen Blick auf die Institution, die der Hort der Vernunft und der Ort aller Wissensproduktion ist: Die Wissenschaft. Sie schafft das Wissen. Vernünftig und unbestechlich. Glaubt das heute noch jemand? Es mag sein, daß heute theoretische Traditionen in den Wissenschaften auch schon mal bezweifelt werden und daß daher heute mehrere Ansichten oder Schulen in den einzelnen Fächern nebeneinander existieren können. Aber diese stehen eben nicht gleichberechtigt nebeneinander. Wenn der Zug einmal abgefahren ist in Richtung ‹Artificial Intelligence› oder ‹Stammzellenforschung›, dann wird von den einzelnen Forschern alles getan, um die Plausibilität und das Ertragreiche eben dieser einmal eingeschlagenen und mit Millionengeldern staatlich geförderten Forschungslinie zu stützen und zu untermauern. Wird in den ‹empirischen Wissenschaften› zum Beispiel mal eine Untersuchung nicht signifikant, muß eben noch ‹genauer› geforscht werden. So wird dann die Stichprobengröße erhöht, oder ‹unpassende› Daten werden solange ausgesondert, bis zwangsläufig jede Untersuchung signifikant wird. Die Strategien der Moderne haben heute allmählich Muskeln bekommen, anstatt daß sie beschädigt worden wären. Das haben wir nicht erwartet.³⁵

Wie vielen Menschen ist heute klar, daß die moderne Vernunft die eigentliche Unvernunft ist und daß eine Skepsis gegenüber der modernen Vernunft eher verantwortungsvoll als verantwortungslos ist? Und wer hat sich schon einmal überlegt, daß das alberne, zweiwertige, vernünftige, männliche,

³⁵ Ein kleines Beispiel für die Dummheit der dem modernen Gestus folgenden journalistischen Verlautbarungen: Bei 10.000 Frauen wird die Wirkung eines Medikamentes untersucht, 5.000 kriegen es, 5.000 kriegen ein Placebo. Resultat: In der Medikamentengruppe sterben nur 61 Frauen, in der Placebogruppe aber 82. In den Medien wird dann groß herausgestellt, daß die Einnahme dieses Medikamentes dringend angeraten wird. Schnitt. 10 Jahre später. Dieselbe Untersuchung, dasselbe Design: Resultat: In der Medikamentengruppe sterben diesmal 82 Frauen, in der Placebogruppe nur 61. Schreiber, die von Inferenzstatistik noch weniger Ahnung haben, als Mediziner, betonen anschließend in den einschlägigen Medien, daß von der Einnahme des Medikamentes ‹aus heutiger Sicht› dringend abgeraten werden muß. Ist das lustig? Ja.

moderne, westliche, weiße in-die-Welt-Hauen zwar regelmäßig eine wahre und eine falsche Ansicht der Schnittfläche bietet, es in seiner Mutwilligkeit und Unbedarftheit uns allerdings einer wie auch immer gearteten Wahrheit nicht näher bringt? Wer wagt es schon, das zweiwertige Meinen und Urteilen aufzugeben? Nein, unsere Hoffnungen haben sich nicht erfüllt. Auch der postmoderne Alltag wird getragen von einfachen Erklärungen und groben Reduktionen. Eine mehrdimensionale Logik scheint viel zu komplex zu sein. Postmoderne Unvernunft? Nein, danke.

Interessant ist nur, daß trotz moderner Vernunft und ungebrochener moderner zweiwertiger Logik dennoch den meisten Zeitinsassen ihre Welt recht unübersichtlich erscheint und sie sich deswegen lieber aus allem raus halten. So haben sie Zeit, sich um die Pflege und Ausstattung ihres <Ichs> zu kümmern.

2.6 Selbstironie

Im Wissen um die Kontextgebundenheit der Konstruktion sozialer Realität und der eigenen Personentexte entwickelt sich in der Postmoderne ganz von selbst eine Distanz zu sich selbst und – damit einhergehend – eine Selbstreflexion – so hofften wir. Selbstironie sollte für uns das Potential in sich bergen, die eigene Person als soziales Konstrukt nicht mehr so wichtig zu nehmen und statt dessen eher das Eingebettetsein in soziale Räume zu reflektieren. Und Selbstironie, so wie wir sie erhofft hatten, war in keiner Weise eine Vorstufe zur Indifferenz und einer umfassenden Nicht-Haltung. Oh, nein, Selbstironie, ein Sich-selbst-zurücknehmen, barg für uns eine beinahe revolutionäre Kraft. Nun, heute scheint eher das Gegenteil der Fall zu sein, Selbstironie in der Postmoderne ist ein selten zu findendes Phänomen, denn <Soviel <Ich> war nie!>. ³⁶ Der postmoderne Mensch nimmt sich wichtiger denn je! Da Selbstironie auf der Haltung fußt, daß das eigene <Ich>, so wie man es gerade aufführt, nicht allzu wichtig zu nehmen sei, hat sie keinen Platz in diesen Zeiten. Das haben wir so nicht erwartet.

2.6.1 Postmoderne Poeten

Der gerne als <postmoderner> Autor gekennzeichnete Christian Kracht zitiert in seinem letzten Buch den Künstler David Hockney: «*Surface is an illusion, but so is depth.*» Aus Tristesse-Royale-Perspektive könnte dieses Statement, welches hier als Leitsatz für ein postmodernes Lebensgefühl zitiert wurde, so gemeint sein: Wir glauben nicht an die Differenzierung zwischen Oberfläche und Tiefe, denn diese macht für uns keinen Sinn mehr. Wie kann das sein? Nun, die Wirkung der Oberfläche ist in einer spektakulistischen Kultur ganz enorm, nur die Oberfläche bietet hinreichend Anregerpunkte und Angriffsflächen für Geschichten. Und diese Geschichten bestehen dann aus Spiegelungen des Selbst in seiner Oberfläche. Das ist genug; Tiefe muß nicht hergestellt werden. Das Ergebnis – heute mithin als Literatur bezeichnet – wird dann zu einem treffsicheren Beispiel für fehlende Selbstironie; eine ganz und gar undistanzierte Selbst-Beweihräucherung kanalisiert sich in autobiographische Ergüsse, die von einer breiten und ebenfalls auf ihr <Ich> fixierten Leserschaft geschätzt werden. Augenfällig ist, daß in der sogenannten postmodernen Literatur durchweg Geschichten junger Menschen erzählt werden, die auf Reisen ihren Reichtum mit Markenartikeln zu dezimieren versuchen: Es wird in Prada-Klamotten Häagen-Dazs-Eis gegessen und so ein mißverständenes Dandytum wieder aufgefrischt. Die Helden dieser Art Literatur haben sehr viel Geld aus undefinierbaren Quellen – und keinen Gedanken, damit etwas anderes zu gestalten, als ihre eigene Inszenierung.

³⁶ Vgl. den gleichnamigen Essay von Henriette Orheim unter <http://www.boag-online.de/sceptic-12008.html>.

Thomas Steinfeld pointiert mit einem Blick auf Judith Hermann das Phänomen der postmodernen Poeten, indem er die hinter allen diesen postmodernen Geschichten stehende Frage aufzeigt.³⁷ Und diese lautet: «Liebt man mich noch?» Ja, die Helden und Protagonisten der postmodernen Literatur sind flüchtig, unzuverlässig, selbstzerstörerisch, ganz dem Augenblick geweiht und – egozentristisch. Sie interessieren sich nie für eine neue aufregende gedankliche Perspektive, sie lassen sich nie absorbieren von etwas, das «Nicht-Ich» ist. Selbstironie? Ach, lachhaft.

2.6.2 Das «Ich» als Konstante

Das «Ich», das kleine krumpelige Selbst, scheint heute die einzige Konstante zu sein, an die ein medienbewegter Kulturinsasse noch glauben kann. Und die Konsistenz des Subjekts speist sich gerade aus dem Verhältnis zur beschleunigten Umwelt. Denn im Abgleich mit der Veränderungsgeschwindigkeit der Umgebung atmet man auf, wenn das «Ich» als gleich bleibende, lauwarmer Instanz erkannt wird. Das «Ich» wird heute ganz ohne Selbstironie verteidigt und mit Waren ausgeschmückt. Der moderne Glaube an die Einzigartigkeit eines «Ich-Kerns» wird heute auch noch unterfüttert durch sinnlose Verlautbarungen aus dem Genom-Projekt. «Ich» bleibt «Ich». Das heißt aber: Das «Ich» als vermeintliche Institution bleibt in der Postmoderne unbehelligt, denn es wird noch gebraucht. Ganz ohne Ironie.

Unsägliche und unbeschreibbare spektakuläre Veranstaltungen wie «Deutschland sucht den Superstar» sind keine ironische Infragestellung einer fragwürdigen Kultur, sondern reine Ipsation. Jeder kann ein Superstar werden, wenn er es nicht schon längst ist. Und daß heute beinahe jedes «Ich» sich als Superstar sieht, zeigt sich in den täglichen Talkshows. Hier spreizt sich jeder tollkühn auf seinem Niveau und erwartet, daß seine privaten Idiosynkrasien nicht nur goutiert, sondern gar als spannend empfunden werden.

Es könnte auch ganz anders sein: Einstein sagte einmal: *«Ich glaube nicht an die Freiheit des Willens. Schopenhauers Wort: «Der Mensch kann wohl tun, was er will, aber er kann nicht wollen, was er will», begleitet mich in allen Lebenslagen und versöhnt mich mit den Handlungen der Menschen, auch wenn sie mir recht schmerzlich sind. Diese Erkenntnis von der Unfreiheit des Willens schützt mich davor, mich selbst und die Mitmenschen als handelnde und urteilende Individuen allzu ernst zu nehmen und den guten Humor zu verlieren.»*³⁸ Oder anders gesagt: In der Selbstironie liegt das Potential zur Überwindung des empirischen Ichs, also der von anderen bewegten Marionette, der angesagt angezogenen Schaufensterpuppe und des stumm gewordenen Medienkonsumenten.

2.6.3 Atavismus

Eine Voraussetzung für das Ausbilden einer selbstironischen Haltung ist das Einnehmen einer Beobachterperspektive, also ein Sich-selbst-Betrachten in allerlei sozialen Kontexten. Und da ein postmodernes «Ich» ja in vielfältigen sozialen Räumen agiert und bevölkert ist von Stimmen und Ansagen aller Art, könnte es in der Mannigfaltigkeit der von ihm abgeforderten sozialen Gesten eine Distanz zu sich selbst lernen, ja ein Nicht-an-sich-haften. Das «Ich» ist heute aber so wichtig und als Aushängeschild einer Daseinsberechtigung so unabdingbar geworden, daß postmoderne Menschen ihr Treiben in den vielfältigen kommunalen Systemen, in denen sie agieren, eben nicht aus einer konstruktiven Ferne betrachten, sondern immer nur von einem «Wie war ich?» getrieben werden, der Ur-Frage aller postmodernen «Ich-Besitzer» also.

³⁷ In der Süddeutschen Zeitung vom 31.1.2003.

³⁸ Einstein, Albert, a.a.O.

Der Verlust der Selbstironie könnte als Zeichen einer Rückentwicklung gedeutet werden; der von der spektakulären Kultur im finalen Kapitalismus entmündigte Gehirnapparat verbietet aus sich selbst heraus Gedankenausflüge außerhalb der Eitelkeit. Das nennt man auch Sozialisation. Sich selbst und seine <Ich>-Präsentation wichtiger zu nehmen als ein distanzierendes Belächeln des Ausspielens oder Ausschöpfens seiner eigenen Möglichkeiten erscheint uns atavistisch, einem primitiven Menschheitsstadium, ja einem Hühnerhof entsprechend. Geschmückte <Ich>-Gockel und Histrioniker überall.

Es gibt heute einige Standardsituationen, in denen man leicht Selbstironie mit Indifferenz verwechseln kann. Stellen wir uns vor, jemand bekommt die Möglichkeit geboten, für ein Unternehmen arbeiten zu dürfen, welches in bestimmten sozialen Räumen mit Begriffen wie Umweltverschmutzung, Unfrieden und Ausbeutung assoziiert wird. Und stellen wir uns vor, daß der von seiner Chance Beglückte eingedenk der mit dem Unternehmen verknüpften Corporate-Identity sagt: «Na ja, wenn ich das nicht übernehme, dann macht es eben ein anderer.» Das hat nun wirklich weder etwas mit Selbstironie, noch mit einer reflektierten Distanz zu seinem eigenen Handeln zu tun. Hier sehen wir eher eine postmoderne Indifferenz, die so häufig zu beobachtende und in Gleichgültigkeit und auch Arroganz versinkende <Ist-mir-doch-egal-Haltung>.

Gelegentlich wird Selbstironie auch als Schutzschild inszeniert, um die eigene Korrumpierbarkeit in ein besseres Licht zu stellen.³⁹ Wer so über eine fragwürdige, ungerechte oder ungesetzliche Situation hinweg geht, diese im Diskurs belächelt oder Bedenken von anderen mit den Worten «Ich weiß ja, daß das nicht so ganz ok ist!» vom Tisch fegt, der bezeugt keinerlei Größe und schon gar keine Reflexion. Er zeigt nur, daß er sich korrumpieren läßt und so gerne zu einem Rädchen der kapitalistischen Maschinerie geworden ist. Selbstironie? Ach was!

In vielen sozialen Räumen ist heute zu beobachten, wie jemand – nach einer Tat, einem Kauf, einem Übergriff – seine eigenen nur noch in Schemen zu erkennenden <Ideale> belächelt. Er will damit aber nur deutlich machen, wie albern seine Ideale waren und sind und daß die heutige Zeit halt für solche Spinnereien und Träumereien keinen Platz mehr hat. So läßt sich sehr schön ein rein monetär motivierter Einsatz legitimieren oder irgendeine Korrumpierbarkeit abfedern. Selbstironie? Beim Geld hört der Spaß auf!

Wenn sich unsere Erwartungen auf ein selbstironisches postmodernes Zeitalter nicht erfüllt haben, was entwickelte sich denn statt der Selbstironie? Wir haben es schon an anderer Stelle gesagt: Indifferenz, Haltlosigkeit, Selbstbeweihräucherung, und wenn dies nicht mehr hilft: Zynismus. Der bekanntlich Herzstörungen hervorruft.

2.7 Personenperson

Das Wort <Personenperson> haben wir entdeckt als Titel eines Romans von Barbara König.⁴⁰ Und da uns dieses Wort, dieser Begriff ganz genau in unsere sozial-konstruktivistischen Vorstellungen von der polytextuellen Konstruktion der Person und damit einer reflektierten positiven Multiphrenie zu passen schien, haben wir aus diesem Begriff ein persönlichkeitspsychologisches Konstrukt gemacht und in die Psychologie eingeführt.⁴¹

³⁹ «Damals war ich in Deutschland mit der Planung der Revolution beschäftigt. Das ist dieselbe Revolution, die ich jetzt verhindern muß.» Gerhard Schröder, Bundeskanzler, im Rückblick auf die siebziger Jahre, zu seiner aktuellen Reformpolitik. Aus DIE ZEIT, Nr. 26, vom 18. Juni 2003.

⁴⁰ Barbara König (1967): *Die Personenperson*. Roman. – München: Deutscher Taschenbuch Verlag.

⁴¹ Vgl. dazu etwa die Essays zur <Persönlichkeitspsychologie> (<http://www.boag-online.de/papers-bb05-03.html>), zu <Personen als Systeme> (<http://www.boag-online.de/papers-bb05-04.html>) und zu <Personen als Texte> (<http://www.boag-online.de/papers-bb05-05.html>).

Und wir haben schon im 1. Kapitel des vorliegenden Arbeitspapiers gerne eingeräumt, daß uns das Konzept der «Personenperson» sehr am Herzen liegt. Wir hatten die Hoffnung, daß es in der Postmoderne immer mehr reflektierte, selbstironische «Personenpersonen» geben möge, die die vielfältigen Identitätsangebote im postmodernen Möglichkeitsraum zu prüfen – und die damit verbundenen sozialen Wirklichkeiten in eigener Verantwortung zu gestalten – in der Lage sein würden. Kurz: Wir hofften auf Durchblicker. Was ist daraus geworden? Hat sich unsere Hoffnung erfüllt? Was finden wir heute: Patchworkidentität, Personenperson oder etwas anderes?

2.7.1 Das «Ich» als Flickenteppich

Wie wir es in den vorherigen Kapiteln bereits haben anklingen lassen, sehen wir in der heutigen spektakulistischen Gesellschaft viele Menschen, die sich gerne am geistig, moralisch und ästhetisch immer tiefer sinkenden Medientrash erfreuen und sich so bevölkern lassen von beliebig stammeln- oder krakeelenden Stimmen. Diese nehmen sie dann begierig in sich auf und übernehmen sie als Ich-Geschichte, bis sie schließlich einen Flickenteppich von Texten und Geschichten als ihr «eigenes Ich» präsentieren können und parat haben. Da es das Kapital darauf angelegt hat, Hochkultur langfristig überflüssig zu machen und mit Tiefkultur die Überflüssigen und Arbeitslosen von der Straße fern- und an der schlimmsten Lichtquelle der Welt festzuhalten, zeigen sich die meisten Menschen in der Postmoderne als adäquat angepaßte, farblose Masse im Kulturbrei aus Medien und Markt. Ist heute gerade diese oder jene Meinung angesagt? Gut, wir haben sie. Ist heute gerade diese oder jene Kleidung angesagt? Gut, wir tragen sie. Ist heute gerade dieses oder jenes Spektakel angesagt, unversäumbar unbedingt? Gut, wir gucken hin. Beunruhigend wirkt hier die damit verbundene angesagte Bewußtlosigkeit: Dem Ich als Flickenteppich fliegt alles zu, was ihm zufliegen soll. Was hält die Flicker zusammen?

Um sich auf einem kontinuierlich wandelnden Markt und in einer spektakulistischen Gesellschaft behaupten zu können, ist heute Performance angesagt, und die gelingt in den verschiedensten Anforderungsnischen am besten, wenn eine bewußtlose Patchworkidentität ausgebildet wird, die den Verbraucher zum Allrounder macht. Einheitlichkeit wäre nicht zweckdienlich, erfolgversprechender ist es, für jede Situation den mit einem passenden Fummel behängten angesagten Persönlichkeitsflicken parat zu haben. Das Outfit soll die Identität stiften. Das «Ich» als das Äußere, als Schale. Das «Ich» als Kleidungs- und Meinungsständer.

2.7.2 Die Mär vom Wesenskern

Ein überraschendes Detail findet sich allerdings: Die Kulturinsassen halten trotz dieser Fragmentarisierung der Person ganz modern bis romantisch an der Idee eines Wesenskerns fest und glauben so an ein wahres «Ich». Und alle am Markt Beteiligten bestärken sie täglich in dieser Meinung: «*Schau in den Spiegel, schau ganz tief in dich rein, wenn du dich noch erkennst, dann kannst du stolz auf dich sein, änder' dich nicht, nur damit du allen gefällt, unterschätz nicht deinen eigenen Wert, bleib immer nur du selbst.*» Tja, so klingt heute die Ich-Literatur, die von allen soeben noch verstanden wird, weil sie unverständlich ist.⁴²

Warum hält sich dieser Mythos so hartnäckig? Nun, die Sage von der Kohärenz, von der Einheitlichkeit der Person überdauert zum einen, weil sie so zweckdienlich ist: Als ptolemäischer Anker in einem stürmischer werdenden relativistischen Weltengebäude gibt diese Einheit den einzelnen Menschen in der gesellschaftlichen Zersplitterung Halt in der Haltlosigkeit. Christa Wolf sagte ein-

⁴² Es handelt sich hier übrigens um den Titelsong zur x-ten «Big Brother»-Staffel.

mal: «Freude aus Verunsicherung ziehen, wer hat uns das je beigebracht?»⁴³ Aufgabe unserer final-kapitalistischen Gesellschaft ist es also, über eine mögliche Verunsicherung spektakulär hinwegzuwedeln, bis die Insassen sagen: «Verunsicherung? Aber wieso denn? Ich geh‘ doch gleich einkaufen!»

Genau das ist der zweite Punkt. Die Mär vom Wesenskern ist verkaufsfördernd. Die Menschen werden einerseits in Markenträger und Markenverbraucher umgewandelt, andererseits erzählt man ihnen aber pausenlos, der Kern ihres Ich-Images sei eine authentisch echte Ausgabe der Marke Mensch. Die Gegenüberstellung des Konzepts der «Big-Brother-Show» mit dem oben zitierten Songtext erhellt, um was es in dieser Schau geht: Menschen in wiedererkennbare «authentische» Marken zu transformieren, um sie dann bis zum letzten ausnehmen zu können. Zu diesem Behufe wird den Teilnehmern der «Big-Brother-Show» ein vollkommen künstliches, auf den Zuschauermarkt zielendes Image aufgepfropft, das mit der «wahren» Person vermutlich ähnlich gut übereinstimmt wie Kriegspropaganda mit realen Kriegs-Geschehnissen. Das postmoderne Paradoxon ist also, je künstlicher und je zusammengekaufter das Flickenteppich-Ich, desto authentischer. Künstliche Authentizität ist sogar «*even better than the real thing*», wie es einmal Bono von U2 als authentischer Superstar gesungen hat, der sich seiner Rolle in der Musikindustrie zumindest einigermaßen bewußt zu sein schien.

In der Postmoderne kann man zum Verkaufsschlager mutieren, wenn man – gegen alle Widerstände – versucht, in dieser künstlichen Welt möglichst echt zu wirken, ohne sich dabei all zu sehr anmerken zu lassen, daß auch diese Echtheit nichts als Image ist. Ja, wir können sagen, daß sich in einer vollkommen künstlichen Welt artifizielle Echtheit besonders gut verkauft. Daher auch der Ausruf des magersüchtigen Modells eines Herstellers von kalorienreduzierter Nahrung: «*Ich will so bleiben, wie ich bin.*» Konsumenten sollen schließlich – genau wie dieses abgehungerte Modell – gegen alle Kräfte, die an ihnen rumzerren und sie krank machen, eine ganz von ihrem eigenen Willen bestimmte «authentische» Kaufentscheidung treffen – und die ihrem «wahren» Typ entsprechende Margarine kaufen.

So ist der Ökonomie die Mär vom authentischen Ausdruck echter Personen vor allem ein willkommenes Marketinginstrument. Gäbe es die wahre Korrespondenz zwischen dem authentischen Konsumenten auf der einen Seite und der besten aller Marken auf der anderen Seite nicht, wäre ja letztlich kein Werbefeldzug zu legitimieren. Jeder Topf braucht seinen Deckel. Jede Marke genau den «Typ» der zur Marke paßt. Hauptsache, man entscheidet sich für eine Marke. Wer das nicht will, der wird verhaftet, demnächst.

Jetzt kommt der dritte und wichtigste Punkt: Der angenommene, ja der ständig propagierte Wesenskern läßt sich ganz wunderbar mit verschiedenen, ständig wechselnden Outfits behängen sowie mit Geschichten ausfüllen, die die Medienmaschine in den täglichen Soaps anbietet. Heute ist ein «Du, ich fühle mich jetzt genau so wie Cora aus Gute Zeiten Schlechte Zeiten!» oder ein «Du kannst nicht so mit mir umgehen, wie das Kevin mit Jaqueline im Marienhof immer macht» durchaus sagbar. Die in den Medien beworbenen Outfits aus den Läden und die kulturell überdefinierten Geschichten aus dem Gesurre der Medien übernehmen im Flickenteppich-Ich die Funktion der Ich-Erzählungen. Gregory Bateson sagte einmal, «Menschen denken in Geschichten».⁴⁴ Wir befürchten, daß fast alle Insassen der postmodernen Kultur heute keine eigenen Geschichten mehr erfinden, sondern diese kaufen oder übernehmen. Das Patchwork-Ich interpretiert sein Handeln nun ganz logisch-stringent diesen gekauften oder übernommenen Geschichten folgend und fühlt sich im Paradies aller Möglichkeiten. Wir befürchten sehr, daß sich das Patchwork-Ich eben nicht vorstellt, daß

⁴³ Wolf, Christa (1983): *Voraussetzungen einer Erzählung: Cassandra.*: Frankfurter Poetikvorlesungen. – Darmstadt und Neuwied.

⁴⁴ Bateson, Gregory (1984): *Geist und Natur - Eine notwendige Einheit.* – Frankfurt am Main: Suhrkamp.

dieses angebliche Paradies ihm nur einige starre, unbewegliche und vor allem vorgelebte Positionen im sozialen Raum bereit hält, und ihm deswegen – zum Trost – immer wieder etwas von seinem eigenen Wesenskern vorschwindelt.

Nach Echtheit und Authentizität wird also gestrebt in diesen Zeiten, und weiß einer nicht, wie er dies im unbefriedigenden Wust aus Stellvertreter-Identitäten empfinden kann, bevölkert er mit anderen Unzufriedenen die Therapie-Appartements in den besseren Wohngegenden und lamentiert dort – in einem Labyrinth aus Klischees – über die unbefriedigende, frustrierende und mühevoll Suche nach dem eigenen Selbst.

Das <Ich> soll das letzte sein, was den Menschen – trotz allem – bleibt. Und doch ist es nicht *ih*r <Ich>. Oder anders: Man überläßt den Menschen einen mit Klamotten und TV-Müll überfüllten Raum – und ein leergeräumtes <Ich>. Wovon leergeräumt? Von allem, was wichtig sein könnte, was vielleicht einmal wichtig war: Dem Nachdenken über sich selbst. Und was dem folgt.

2.7.3 Der Traum von der Personenperson

Wir haben unseren im Arbeitspapier Nr. 11 gesponnenen Traum von der Personenperson nicht aufgegeben, auch wenn wir heute nur sehr wenig nachdenkliche Menschen sehen und erleben, die sich der oft gewalttätigen sozialen Konstruktionsversuche an ihrer Person und der Vielzahl der daran beteiligten Institutionen bewußt sind, und sich dennoch selbst mit einer geradezu stupenden Leichtigkeit im sozialen Diskurs immer wieder neu herstellen.

In unserer Vorstellung von der Personenperson hinterlassen alle *wesentlichen* sozialen Beziehungen, die eine Person im Laufe ihrer Entwicklung eingeht, Personen innerhalb der Personenperson. Jede dieser Personen ist also in einem bestimmten sozialen Raum, zu einer bestimmten Zeit und in der Wechselbeziehung mit einem oder mehreren ganz bestimmten Menschen entstanden, ist von da an – bis in alle Ewigkeit – innerhalb der Personenperson präsent und kann sich zu beliebig passenden oder unpassenden Zeiten auf der Drehbühne der Personenpersonen in den Vordergrund drängen oder – mit genügender Selbstaufmerksamkeit – von uns nach vorne bewegt werden. Dort agiert und reagiert sie so, wie das in der einstmaligen Beziehung üblich war. Jede dieser durchaus eigenwilligen kleinen Personen innerhalb der Personenperson kann also – je nach Lust, Laune und sozialer Passung – in einem aktuell gegebenen sozialen Rahmen vor sich hin dösen oder sehr aktiv werden. Novalis sagte einmal: «*Jeder Mensch ist eine kleine Gesellschaft.*» Ja, das glauben wir auch.

Aber was ist nun der Unterschied zwischen einer von uns so positiv gesehenen Personenperson und einer von uns doch eher negativ eingeschätzten Patchworkidentität? Nun, versuchen wir die Gegensätze einmal in einem kleinen Propädeuticum herauszuarbeiten:

- Eine Personenperson versucht sich den gewaltsamen Zurichtungsprozessen seiner sozialen Räume zu entziehen, indem sie eben diese aufdeckt und reflektiert. Sie weiß um die soziale Konstruktion ihrer Person;
- Eine Personenperson versucht nicht, hinter all ihren Personen eine <wahre> Person, einen Kern, einen Gen-Tümpel, gar einen Zentralprozessor zu finden. Die Personenperson weiß, daß es kein Ausweg ist, einen fiktiven Kern der eigenen Person zu suchen oder gar zu meinen, ihn gefunden zu haben. Die Personenperson erwägt eher ein <Nicht-Ich>, ein Nicht-Haften am vermeintlichen <Ich>, und verabschiedet sich damit von der mundanen westlichen <Ich-Gier>.
- Eine Personenperson versucht nicht, eine Person innerhalb ihrer Personenperson mit einem Etikett der Authentizität zu bevorzugen. Oder anders, sie versucht, sich nie in nur einer Person zu verlieren;
- Eine Personenperson versucht, allen ihren Personenpersonen Raum zu geben und diese würdig und ethisch eingebunden auftreten zu lassen. Sie sieht die Personen, die sie bevölkern, als Schau-

spieler, die gerne perfekte Auftritte haben, und sie freut sich darüber. Sie stellt sich gerne vor, ja sie träumt davon, daß sie tatsächlich auch mal Regie führte über ihre Personenpersonen und diese – ganz nach Belieben – nach vorne auf die Bühne schickte;

- Eine Personenperson versucht immer wieder, den Frieden mit ihren in ihr agierenden Personen zu finden;
- Eine Personenperson versucht, sich selbst, also ihre Personensumme, nicht so ernst zu nehmen. In unserer Idealvorstellung kennt eine Personenperson keinerlei Selbstwertprobleme. Auf Beleidigungen oder Beschimpfungen etwa reagiert die Personenperson eher selten mit aggressiven Ausbrüchen, sondern vielleicht mit einem Schmunzeln und der stummen Frage, auf welche ihrer Personen sich diese Anfeindungen wohl richten mögen;
- Eine Personenperson versucht täglich zu verstehen, daß sie nicht *unbedingt* in der Welt ist, nicht endgültig existiert, sondern nur *bedingt*, durch andere.

Für uns ist unsere Erfindung der Personenperson eine Befreiungsgeschichte: Sie hilft uns dabei, das starre Korsett einer einzigen, wahren, wirklichen Geschichte des Ichs abzuwerfen, aus dem modernen «Sei, der Du bist!»-Gefängnis auszubrechen und den auf uns gehäuften starren Charakterzuschreibungen zu entschlüpfen. Doch mit dieser Befreiungsgeschichte scheinen die Menschen in der Postmoderne wenig anfangen zu können: Sie bauen um sich selbst herum ihren eigenen Jägerzaun, und versuchen sich dadurch auf einen wahren Kern festzulegen – als Gartenzwerg. Sie bevorzugen das moderne Wirklichkeitsgefängnis, statt des postmodernen Möglichkeitsraumes. Schade.

3. Zwischenspiel

Was ist aus unseren im Arbeitspapier Nr. 11 skizzierten Hoffnungen bezüglich der positiven Seiten der Postmoderne geworden? Bei welchem der sieben von uns diskutierten Punkte können wir aus vollem Herzen sagen, unsere Erwartungen, unsere optimistischen Vermutungen hätten sich bestätigt? Leben wir heute in einer Welt voller überbordender Möglichkeiten? Haben sich die Kulturinsassen der Postmoderne von der strengen Moderne gelöst, die Götter vom Sockel geschubst und die Suche nach der *einen* Wahrheit aufgegeben? Nun: Einer der zentralen Sätze im Arbeitspapier Nr. 11 übersetzt unsere hohe Hoffnung, mit der wir der Postmoderne entgegen sahen, in den Gedanken, *«daß das Wahrheitskriterium der Moderne in der Postmoderne durch andere Kriterien ersetzt wird: Ethik und Ästhetik eines Geschehens, den Sinn desselben und die sich daraus ergebenden Konsequenzen für beteiligte Systeme.»*⁴⁵

Wir können heute nichts sehen, was diese Vorhersage bestätigen könnte. Oder, um es kurz zu machen: Die Hoffnung, daß in Zukunft mehr auf ökologische und soziale «Nebenwirkungen» oder «Kollateralschäden» des hemmungslosen Kapitalismus geachtet werde, haben wir fast völlig aufgegeben. Und wir finden auch – abgesehen von einigen positiven Zeichen unter dem Etikett «Pluralismus» – heute nur wenig von dem, was wir uns herbei gewünscht hatten. Statt dessen entdecken wir einen alten, neuen Gott, ja einen Drakon. Das ist zwar sehr traurig, aber wir müssen es aussprechen: Das am stärksten belegte Kriterium der Postmoderne überhaupt ist die Ökonomie, oder besser, der Markt. Dieser erscheint heute als der Gott, der – ohne Fragen zu stellen – stetig anzubeten ist. Und die dazugehörige Religion des Marktes ist so weit gediehen und ausdifferenziert, daß Zweifel am Gott Markt von wirklich allen Seiten als Blasphemie abgetan werden können.

Wie kann das sein? Wie konnten die angeblichen Fakten des finalen Kapitalismus («Arbeitslose gibt es doch nur, weil die Löhne zu hoch sind!») mühsame Ansätze, ein Bewußtsein für die *Fabri-*

⁴⁵ Arbeitspapier Nr. 11, PDF-Version, Seite 64.

kation von Erkenntnissen aller Art auszubilden, zerschlagen? Wir vermuten, daß in den letzten Jahren ganz konsequent eine staatlich, also kapitalistisch geförderte Strategie implementiert wurde, um den Menschen aus der weiter oben mehrfach skizzierten postmodernen Wahrheitsvielfalt, Unübersichtlichkeit und <Informationsüberflutung> «herauszuhelfen». Diese Strategie lautete und lautet weiterhin: Folge der Stimme, die heute nicht nur am lautesten, sondern die auch an jeder Straßenecke zu hören ist – und das ist die Stimme des Kapitals. Sie bringt uns ins umsorgte und gepflegte Haus der Ökonomie. Und wenn wir da endlich drin sind, können wir nicht blöd sein. Welche Erleichterung! Welcher Frieden.

Windige Theorien des Kapitalismus und des <Marktes> gelten heute als unumstößliche ewige Wahrheiten, und wir erleben täglich, daß der sogenannte Angebots-Nachfrage-Zyklus und die wahnwitzige Suche nach dem günstigsten Preis *funktionieren*. Und konsequenterweise wird der Verbraucher und Arbeitnehmer in Krisenzeiten durch immer mehr Fakten bedient, die seine Überzeugungen unterstreichen und Dissonanzen verhindern sollen. «Das mit den Aktien», so ein Bankberater, «hat schon seine Richtigkeit. Das mittelt sich aus. Sie müssen einfach in größeren Zeiträumen denken. Also ich empfehle Ihnen, jetzt sofort die XY-Aktien zu kaufen!» Aha. Und abrakadabranterweise werden Beweise angeführt, wie der Markt sich selbst reguliert und sich doch immer wieder selbst zu helfen weiß. Nur nicht eingreifen! Oder ähnliche Schauersentenzen. Und die kapitalistischen Grundregeln sind ja auch so plausibel, daß man an ihnen nur festhalten kann. Auch wenn der Konsument und <Arbeitnehmer> gelegentlich mal aufhorcht und manchmal sogar daran zweifelt, ob das ökonomische System wirklich reibungslos läuft – plötzlich sind die Aktien nichts mehr wert, oder es sind bereits die Hälfte der Freunde und Bekannten arbeitslos –, so will er doch an etwas glauben, an etwas festhalten, sich klammern, an den letzten Halt, den letzten stabilen Anker: Kapitalismus, Ökonomie, Markt, Geld. Das schauen wir uns näher an. So werden wir uns zunächst mit dem Phänomen «Geld» beschäftigen, um uns im weiteren Verlauf dieses Arbeitspapiers dann diesem allmächtigen Gott Markt in aller Ehrfurcht zu nähern. Wir hoffen, dabei verstehen zu können, warum unsere postmoderne Kultur so aussieht, wie sie aussieht.

4. Zur Philosophie des Geldes

Die Bedeutung der kapitalistischen Geldwirtschaft für den Zustand unserer Kultur kann nicht hoch genug bewertet werden. Dies ist keine neue Einsicht, denn bereits vor mehr als 100 Jahren hat der Philosoph und Soziologe Georg Simmel in seinem Hauptwerk «Philosophie des Geldes» die Konsequenzen der Geldwirtschaft für die moderne Gesellschaft beschrieben. Und: Georg Simmels Überlegungen zur «Philosophie des Geldes» werden heute auch von anderen wiederentdeckt, ja, wir können gar von einer kleinen Simmel-Renaissance sprechen.⁴⁶

4.1 Geldwirtschaft

Nachdem Simmel im ersten Teil seiner Arbeit die Wesenszüge der Geldwirtschaft analysiert, beschreibt er im zweiten Teil ausführlich ihre Konsequenzen für das Geistesleben der Moderne. Uns interessiert aus kulturphysiognomischer Perspektive natürlich vor allem die psychologische Dimension der Geldwirtschaft, also ihre Bedeutung für die Art und Weise, mit der unsere Kultur ihre Welt erzeugt und sich darin einrichtet. Deswegen wollen wir uns etwas näher anschauen, wie Georg

⁴⁶ Wir verweisen hier etwa auf das folgende im Auftrag des Institutes für Sozialforschung in Frankfurt herausgegebene Buch von Axel Honneth (Hg.) (2002): *Befreiung aus der Mündigkeit. Paradoxien des gegenwärtigen Kapitalismus*. – Frankfurt am Main/New York: Campus

Simmel erklärt, daß die Geldwirtschaft zum Fundament der modernen Gesellschaft werden konnte, und welche Auswirkungen die Allgegenwart des Geldes für den Zustand unserer Kultur hat.⁴⁷

4.1.1 Die Magie des Geldes

Im ersten Teil der «Philosophie des Geldes» analysiert Simmel das Wesen und den Sinn der Geldwirtschaft. Die eigentliche Funktion des Geldes ist es, den Gütertausch durch die Übersetzung des relativen Werts konkreter Güter in abstrakte Geldeinheiten zu erleichtern. In einer idealen Tauschwirtschaft wäre Geld ein reines Zeichen, d.h. Geld wäre ausschließlich der Ausdruck des wirtschaftlichen Werts von tauschbaren Objekten in ihrem gegenseitigen Verhältnis. Eine Preisänderung würde in diesem Sinn keine Veränderung des Verhältnisses des Geldes zu den Dingen ausdrücken, sondern allein und ausschließlich eine Veränderung der Beziehung zwischen den Dingen untereinander.

Mit dem fortschreitenden Wachstum der Geldwirtschaft wird Geld über seine Funktion als Zeichen hinaus jedoch zusätzlich zu einem eigenständigen Wertobjekt. Das Geld nimmt so eine Doppelrolle ein. Was ist damit gemeint?

Zum einen gilt Geld als Tauschmittel. Das bedeutet, Geld dient dazu, den relativen Wert eines Objektes in Geldeinheiten auszudrücken, Geld hat die Funktion eines Zeichens. Es stellt damit die Relativität der begehrten Dinge dar. Dies funktioniert, weil der relative Wert der Ware bestimmt wird, bevor dieser in Geld dargestellt wird. Ein Steak hat den Wert von 6 Münzen; ein Brot hat den Wert von 3 Münzen. Die Dinge werden über das Relativ des Geldes vergleichbar. Geld *ist* somit Relation; es spiegelt den Bewertungsprozess wider. In diesem Sinne sollte Geld an sich neutral sein, das impliziert, daß Geld an sich wertlos ist, wenn man genügend Steaks und Brote im Hause hat bzw. satt ist.

Zum anderen aber stellt Geld eben auch einen Wert an sich dar. Da sowohl Waren gegen Geld als auch Geld gegen Waren getauscht werden können, drückt sich im Geld nicht mehr allein eine Relation zwischen Tauschobjekten aus, sondern das Geld tritt selbst in direkte Beziehung zur Ware und bekommt dadurch einen eigenen Wert. Simmel nennt dies die Geld-Ware-Relation. Nach dieser hauptsächlich durch Angebot und Nachfrage bestimmten Relation kann eine und dieselbe Geldeinheit auf verschiedenen Märkten in Relation zu einer bestimmten Ware mehr oder weniger wert sein. Geld *hat* somit Relation; es hat einen direkten Einfluß auf die Preisbildung. Es gibt also absolute Preise, Geldpreise. Geld ist demnach nicht neutral. In diesem Sinne verlangt der Mensch nach mehr Geld, auch wenn er die Dinge hat, die er begehrt. Simmel schreibt: «*Die Doppelrolle des Geldes ist, daß es einerseits die Wertverhältnisse der austauschbaren Waren untereinander mißt, andererseits aber selbst in den Austausch mit ihnen eintritt und so selbst eine zu messende Größe darstellt.*»

Ein Kaufmann wägt beim Einkauf und beim Verkauf demnach zwei Geld-Ware-Relationen ab, um einen möglichst großen Gewinn zu erzielen. Die Geld-Ware-Relation ist somit die Basisgleichung kaufmännischen, d. h. marktwirtschaftlichen Denkens und Handelns, da sie allen Abwägungsprozessen bei der Verwendung von Geld zugrunde liegt.

Im Kapitalismus dominiert schließlich die Dimension des Geldes als Wert über seine Dimension als Zeichen. In der kapitalistischen Tauschgesellschaft ist der Zweck des Warentauschs nicht länger der Erwerb von lebenswichtigen Gütern, sondern ein möglichst großer Gewinn in der Form von Geld, weil Geld sich als universelles Tauschmittel in jedes käufliche Produkt verwandeln läßt. Zwangs-

⁴⁷ Vgl. dazu Katja Girschik (2000), deren Aufsatz «Geld als Determinante der Moderne in Georg Simmels Philosophie des Geldes» wesentlichen Teilen dieses Kapitels zugrunde liegt. Die Arbeit ist abzurufen unter http://socio.ch/sim/t_girschik.htm.

läufig finden die gleichen marktwirtschaftlichen Abwägungsprozesse schließlich auch bei nicht-kommerziellen Kaufentscheidungen für die private Verwendung statt. Das Sparen von Geld wird mit der Ausbreitung der Geldwirtschaft mehr und mehr zum Selbstzweck, weil das gesparte Geld als universelles Tauschmittel zu einem anderen Zeitpunkt gegen beliebige andere Güter getauscht werden kann.

Der Übergriff dieser Marktlogik auf das kulturelle und individuelle Leben markiert den Punkt, in dem das Geld beginnt, als sublimer Wert zum Alpha und Omega menschlichen Strebens zu werden. Als Zeichen für das wirtschaftliche Verhältnis tauschbarer Produkte steht Geld außerhalb der Zeit. Als konkreter Wertgegenstand ist Geld innerhalb des historischen Prozesses ein wertvolles Tauschobjekt. Durch die Verflechtung dieser zwei Dimensionen ähnelt Geld schließlich einem alchemistischen Symbol: Geld *ist* Relation und damit ein bedeutungsvolles Zeichen. Gleichzeitig *hat* Geld Relation und ist damit eine Wirklichkeit im Sinne einer wirkenden Substanz.

4.1.2 Das Goldene Kalb

Durch die gegenseitige Abhängigkeit der wirtschaftlichen und geistigen Bedingungen veränderte die Geldwirtschaft die menschlichen Verhältnisse grundlegend. In der Naturalwirtschaft war das menschliche Begehren vermutlich noch relativ anspruchslos und eher selbstgenügsam, weil die Produktion auf die unmittelbare Nutzung der Güter ausgerichtet war. Die Geldwirtschaft brachte eine fundamentale Lösung des Besitzstrebens von den unmittelbaren Lebensumständen mit sich. Diese Entgrenzung des menschlichen Begehrens war wiederum selbst eine notwendige Bedingung für die fortschreitende Ausbreitung der Geldwirtschaft, da nur Geld sich als universelles Tauschmittel in jedes andere käufliche Produkt umwandeln ließ. Die Bedeutung von Geld wuchs demnach in dem Maß, in dem die Gegenstände zur Befriedung der Begierden nur noch durch Geld zu beschaffen waren. Die wuchernde Geldwirtschaft entwertete bei ihrer Ausbreitung alle Werte jenseits der Anhäufung von Geld. Durch seinen verflochtenen bzw. selbstreferentiellen Charakter als einziges in der Geldwirtschaft gültiges Zeichen und als wertvollstes Tauschobjekt selbst verweist das Geld in der kapitalistischen Gesellschaft schließlich auf nichts außer sich selbst. Da der Zugang zur Welt nahezu vollständig durch Geld vermittelt ist, wird Geld götzengleich zum absoluten Mittel und Zweck. In der finalkapitalistischen Gesellschaft ist Geld so endlich das Zentrum und der Endzweck aller menschlichen Mühen. In den visionären Worten von Georg Simmel: *«Indem sein Wert als Mittel steigt, steigt sein Wert als Mittel, und zwar so hoch, daß es als Wert schlechthin gilt und das Zweckbewußtsein an ihm definitiv Halt macht. Die innere Polarität im Wesen des Geldes: das absolute Mittel zu sein und eben dadurch psychologisch für die meisten Menschen zum absoluten Zweck zu werden.»*

4.2 Geldwirtschaft und modernes Bewußtsein

Was bedeutet diese Verabsolutierung des Geldes zum quasireligiösen Ideal für die äußere und innere Welt der Menschen? Im zweiten Teil der Philosophie des Geldes widmet sich Simmel ausführlich der Bedeutung der Geldwirtschaft für das Bewußtsein des modernen Menschen.

4.2.1 Rationalisierung und Quantifizierung

Die Geldwirtschaft fordert rationales Denken. Voraussetzung für die kalkulierte Kontrolle über die Geschäfte ist eine objektivierende Distanz zu sich selbst und anderen Menschen, um den geldvermittelten Warentausch durch Vergleiche und Messungen berechenbar zu machen. Die Distanznahme der Menschen von den eigenen Wünschen und den Dingen der Welt war schon für einen Naturaltausch notwendig: Um abzuwägen, ob ein Tausch angemessen ist, mußte ein persönliches Verlangen

objektiviert und zu den tauschbaren Gegenständen ins Verhältnis gesetzt werden. Der geldvermittelte Tausch nun hebt die aus seinen unmittelbaren Lebensumständen aufsteigenden Bedürfnisse des Menschen auf eine höhere Abstraktionsebene, da das höchst komplexe qualitative Verhältnis der Tauschobjekte zueinander und der Menschen zu den Tauschobjekten nun nur noch in einem einfachen quantitativen Bezugssystem ausgedrückt und diesem letztlich untergeordnet wird. Dazu Simmel: *«Die Geldwirtschaft bewirkt von sich aus die Notwendigkeit fortwährender mathematischer Operationen im täglichen Verkehr. Das Leben vieler Menschen wird von solchem Bestimmen, Abwägen, Rechnen, Reduzieren qualitativer Werte auf quantitative ausgefüllt.»*

Eine berechnende Distanz zu sich und der Welt sowie die Reduktion von komplexen Qualitäten auf simple Quantitäten wären demnach die elementaren geistigen Fähigkeiten, die bei der Sozialisation innerhalb einer Kultur, die auf der Geldwirtschaft beruht, ausgebildet werden. Und da die kapitalistische Geldwirtschaft heute mehr denn je die Definitionsgewalt über die kulturellen Belange des Abendlandes hat, wundern wir uns immer weniger über unseren stärker werdenden Eindruck, daß der abschätzende und berechnende moderne Kaufmann alle Versuche, seine Welt zu humanisieren, erfolgreich abwehren konnte. Aber dazu erst später mehr im fünften und sechsten Kapitel.

4.2.2 Kulturelle Differenzierung und Individualisierung

Die Kulturgeschichte der Moderne ist für Simmel im wesentlichen eine Geschichte der wechselseitigen Ausdifferenzierung der gesellschaftlichen und individuellen Lebensformen. In der Moderne werden traditionelle Gemeinschaften und ihre Beziehungen durch funktionalisierte Produktionsketten aufgelöst. Durch Arbeitsteilung und Geldwirtschaft bilden sich immer mehr voneinander getrennte kulturelle Bereiche, in die der einzelne Mensch nur noch mit Teilen seiner Persönlichkeit eingebunden ist.

Simmel betont ausdrücklich diese soziale Dimension des geldvermittelten Tausches. Der Naturaltausch war noch relativ unmittelbar zwischen Menschen, die sich Dinge geben konnten, die der jeweils andere benötigte. Der geldvermittelte Tausch schafft nun sowohl eine Distanz zwischen den Tauschpartnern als auch zwischen den Menschen und den getauschten Objekten.

Simmel beschreibt diese wachsende Distanz durch die Gegenüberstellung von mittelalterlichen Zünften und modernen Aktiengesellschaften als die beiden Pole dieser Entwicklung. Die Zünfte waren verbindliche Gemeinschaften, in die ein Mensch sowohl in fachlicher als auch in religiöser und politischer Hinsicht mit seiner ganzen Person eingebunden war. In moderne ökonomischen Interessengemeinschaften sind Menschen im Gegensatz dazu unverbindlich mit sehr begrenzten Teilen ihrer Person eingebunden. Die Geldwirtschaft ermöglicht schließlich sogar die Bildung von Aktiengesellschaften, die von ihren Mitgliedern keinerlei persönliche Aktivitäten, sondern allein den Einsatz von Geldbeiträgen erwartet. Die Mitglieder einer solchen Gesellschaft verbindet als gemeinsames Ziel allein der Wunsch nach der Vermehrung des eingesetzten Geldes. Im Extremfall der Aktiengesellschaft kann die Distanz des einzelnen Menschen so bis zu einer vollkommenen Gleichgültigkeit gegenüber den anderen Mitgliedern der Gesellschaft und ihren Produkten wachsen.

Simmel nimmt als Folge der kulturellen Differenzierung eine stetig zunehmende «Atomisierung der Einzelpersönlichkeit» wahr, da Gemeinschaften, die ganzheitliche Identitäten stiften, in der Moderne immer mehr an Bedeutung verlieren. Durch die Auflösung traditioneller Gemeinschaften verlagern sich weiterhin die Abhängigkeitsverhältnisse des einzelnen Menschen: In der Naturalwirtschaft war der Mensch von einigen wenigen anderen Menschen stark abhängig. In der geldvermittelten Tauschwirtschaft nimmt dieses Abhängigkeitsverhältnis sowohl zu als auch ab: Einerseits werden selbst die Produkte zur Befriedigung der elementarsten Bedürfnisse zu den Endgliedern ei-

ner langen spezialisierten Produktionskette mit vielen anonymen Beteiligten, von denen der Mensch abhängig ist. Andererseits depersonalisiert sich dieses Abhängigkeitsverhältnis, da es keine direkten Beziehungen zwischen dem einzelnen Menschen und den anonymen Funktionsträgern der Produktionskette mehr gibt. Die Geldwirtschaft setzt den Einzelnen insofern nicht mehr verbindlich zu konkreten Anderen in Beziehung, sondern verweist ihn an eine unverbindliche abstrakte Gemeinschaft, der allein das Geld als Bindemittel eine gemeinsame Identität gibt. Dazu Simmel: «*Die Verhältnisse des modernen Menschen zu seinen Umgebungen entwickeln sich im ganzen so, daß er seinen nächsten Kreisen ferner rückt, um sich den ferneren mehr zu nähern.*»

Die Geldwirtschaft erzeugt also sowohl in der äußeren als auch in der inneren Welt der Menschen eine Bewegung in zwei Richtungen: Auf der einen Seite schafft es eine grundsätzliche Distanz des modernen Menschen zu seiner nächsten Umgebung, die ihn von den lokalen Lebensverhältnissen entfernt. Andererseits stiftet das Geld als gemeinsame Währung eine abstrakte globale Gemeinschaft mit allen anderen Menschen, die in der Geldwirtschaft vereint sind. Diese globale Gemeinschaft ist aber so diffus und anonym, daß durch sie keinerlei Verbindlichkeiten – im Sinne einer ethischen Verantwortung – für den vereinzelt modernen Menschen entstehen.

Simmels große Leistung ist es, das Geld als ein symbolisches Medium identifiziert zu haben, das nicht nur die *wirtschaftlichen* Verhältnisse, sondern auch und vor allem die *geistigen* Verhältnisse der Menschen strukturiert. «Geld» hat aus unserer Sicht keine allzu positiven Folgewirkungen für die innere Welt der modernen Menschen: Die Verabsolutierung des Geldes als Mittel und Endzweck und die damit einhergehende Entgrenzung der menschlichen Begierden, die Dominanz rationalistischen Abwägens über ethische Werte, die Entfremdung von den unmittelbaren vorhandenen Lebensumständen und die Atomisierung der Persönlichkeit in objektivierte Teilbereiche der Identität erscheinen unserer Idee eines «guten» Lebens kaum zuträglich. Deswegen hatten wir ja in der Vergangenheit durchaus einige Hoffnungen entwickelt, die Postmoderne könnte eine Humanisierung der modernen Welt und ihrer Ideologien mit sich bringen.

Dabei haben wir aber – zugegeben – wohl die bewußtseinsbildende Wirkung der Geldwirtschaft unterschätzt, die sie – als Fundament unserer Kultur – auf die Menschen ausübt. Auch auf die Gefahr, zu tief in der materialistischen Mottenkiste zu wühlen: In einer finalkapitalistischen Gesellschaft, deren Sein ganz grundsätzlich in der Geldwirtschaft gründet, prägt die Philosophie des Geldes auf eine ganz elementare Weise das Bewußtsein der Menschen. Und so waren vermutlich alle Versuche einer postmodernen Humanisierung der modernen Folgewirkungen der Geldwirtschaft von Beginn an zum Scheitern verurteilt, da sich die Geldwirtschaft zwangsläufig bis in die entlegensten Winkel der kapitalistischen Gesellschaft hinein frißt.

Wie weit diese doch einigermaßen deprimierende Schlußfolgerung aus den Überlegungen Georg Simmels durch den Zustand unserer Kultur im beginnenden dritten Jahrtausend bestätigt wird, soll nun ausführlich in den folgenden Kapiteln erarbeitet werden.

5. Merkatokratie

In diesem Teil dieses Arbeitspapiers wollen wir mit der gebührenden Sorgfalt diskutieren, wieso sich das durch die Geldwirtschaft geprägte moderne Geistesleben erfolgreich gegen seine postmoderne Humanisierung durchsetzen konnte. Wir glauben den wichtigsten Grund für das weitgehende Scheitern positiver postmoderner Entwicklungen – wie zuvor mehrfach angedeutet – in der bewußtseinsbildenden Kraft des Geldes und der kapitalistischen Marktwirtschaft als Fundament des Abendlandes zu finden.

Bevor wir diese Ansicht im sechsten Kapitel mit einer kulturphysiognomischen Studie des aktuellen Ist-Zustandes unserer Kultur veranschaulichen, wollen wir hier nun unsere Kernidee mit einem Begriff umkleiden. Da wir im alltäglichen Diskurs von kapitalistischen Ideologien umfassen werden wie der Fisch vom Wasser, brauchen wir ein Wort, um das Wasser dem Erkennen zuzuführen. Nach reiflicher Überlegung geben wir daher der Herrschaft des Marktes über die Menschen die Bezeichnung *Merkatokratie*.⁴⁸ Ausgeübt wird die Herrschaft des Marktes über die menschlichen Belange dabei durch die allgegenwärtige Zentralrede von einer liberalisierten Marktwirtschaft, deren Herrschaftsdiskurs sich mehr und mehr in ein nicht in Frage zu stellendes Dogma, ja gar ein religiöses Dogma verwandelt.

5.1 Die merkantilistische Demoralisierung

Die Wortschöpfung Merkatokratie soll ihre Bedeutung zunächst durch den Bezug auf den Merkantilismus gewinnen. Dieses erstmals auf freiem Handel und liberalisiertem Wettbewerb gründende wirtschaftliche Leitbild hatte seine Blütezeit im ausgehenden 17. und frühen 18. Jahrhundert. Durch die Entdeckung der Seewege und dem damit einsetzenden Welthandel war im 17. Jahrhundert die feudale Naturalwirtschaft als bestimmende Produktionsweise nicht mehr effizient genug, weil sie vor allem auf die Herstellung von Produkten zum relativ unmittelbaren Verbrauch ausgerichtet war. Da der Handel die Produktion von Gütern zum Tausch notwendig machte, kam es zu einer Umstellung der Produktionsformen auf Großbetriebe in Form von Manufakturen und Fabriken. Mit dem einsetzenden Welthandel ging ein großer Aufschwung der Geldwirtschaft einher. Weil das Endergebnis der Produktion nun Geld war, und Geld sich wiederum in jedes andere Produkt verwandeln ließ, wurden Geld und Reichtum miteinander identifiziert und zum obersten merkantilistischen Ziel erklärt. Der Merkantilismus war demnach zusammen mit der Geldwirtschaft sowohl eine der wichtigsten Triebfedern als auch ein unmittelbarer Ausdruck des modernen Weltbilds.

Ein merkantilistisch geprägtes Denken kennt nur einen Zweck: Die Verbesserung der Handelsbilanz. Durch Ausbeutung und Übervorteilung der Tauschpartner konnten sich die global agierenden europäischen Händler die unterschiedlichen Preise in anderen Ländern nutzbar machen. Es wurde teurer verkauft als eingekauft. Dabei herrschte über die Vorstellung, daß die Stärkung des eigenen Landes nur durch die Schwächung eines anderen Landes zu erreichen sei, ein ausgeprägtes wirtschaftliches und nationalistisches Konkurrenzdenken. Zudem stand der Merkantilismus in scharfem Gegensatz zu ethischen Leitbildern. Die Absage gegenüber herkömmlichen Moralvorstellungen zugunsten einer strikten Verfolgung ökonomischer Ziele ging so weit, daß führende Vertreter des Merkantilismus Eigennutz, Betrug, Habsucht und das Streben nach Luxus zur notwendigen Grundlage von bürgerlichem Reichtum und nationaler Macht erklärten.

Mit fortschreitender ökonomischer Entwicklung wurden im weiteren Verlauf des 18. Jahrhunderts staatliche Eingriffe in den freien Handel als zunehmend störend für die wirtschaftliche Entwicklung empfunden. Bei späteren englischen Merkantilisten taucht dann erstmals der Glaube an das Wirtschaftsleben als eine Art höhere Instanz auf, die weder durch ethisch-moralische noch durch staatliche Einschränkungen begrenzt werden darf. Der freie Handel wurde mit Blutkreisläufen und Flüssen verglichen, um ihm die Gestalt eines Naturzustands mit objektiven Gesetzen zu geben. Die Reifikation des von ethischen und moralischen Zwängen bereinigten Begriffs des Marktes, die immer wieder konkretisierte Vergegenständlichung des Wortes <Markt> also, und die Vergöttlichung des

⁴⁸ Den Neologismus Merkatokratie haben wir – in situationistischer Tradition – einem fremden Diskurs entwendet: Trube, A. und Wohlfahrt, N. (2000): *Zur theoretischen Einordnung: Von der Bürokratie zur Merkatokratie? System- und Steuerungsprobleme eines ökonomisierten Sozialsektors*. In: Boëbenecker, K.-H.; Trube, A.; Wohlfahrt, N. (Hrsg.) (2000): *Privatisierung im Sozialsektor. Rahmenbedingungen, Verlaufsformen und Probleme der Ausgliederung sozialer Dienste*. – Münster: Votum-Verlag.

«freien Handels» hatte begonnen. Das geistige – und religiöse – Fundament der Moderne war geschaffen.

5.2 Der Markt als Herrschaftsinstrument

Nachdem im zwanzigsten Jahrhundert sehr viel dafür getan wurde, den entgrenzten Freihandel und seine von ethischen Überlegungen und Zwängen freien Gesetze als kapitalistische Ideologien zu entlarven, erfreuen sich sowohl merkantilistisches Gedankengut als auch seine metaphysische Absicherung im beginnenden dritten Jahrtausend größter Beliebtheit. Mit der Erklärung der Ökonomie zu Religion und Naturgesetz der kapitalistischen Gesellschaft soll natürlich der Rechtfertigungsdruck von den sehr Wenigen genommen werden, die durch die Ausbeutung der vielen Anderen überproportionale Gewinne erzielen. Ist der ungehemmte Wettbewerb einmal zur Religion erhoben, können die vielen Anderen ihre Ausbeutung nicht mehr als Unfreiheit verstehen. Durch die Vergottung von Arbeit und Marktwirtschaft verherrlichen am Ende gerade die abhängig Beschäftigten ihre Hingabe an die Schöpfung fremder Mehrwerte, ja ihr Aufgehen darin.

Urs Sommer bezeichnet diesen Prozeß als die *Sakralisierung der Ökonomie*: «Die Strategie besteht darin, diesen Markt, als wäre er nicht von Menschen gemacht, zu einer unangreifbaren Macht zu hypostasieren, der wir auf die eine oder andere Weise zu huldigen hätten. Damit korrespondiert, daß mehr und mehr Arbeitnehmer ihr Verhältnis zu ihrem Arbeitgeber nach dem Muster intimer Verhältnisse gestalten oder zu gestalten genötigt sind. Man setzt Erwartungen in seinen Job, die bisher die Religion oder die Liebe erfüllte.»⁴⁹

Ein Ausdruck der Sakralisierung der Ökonomie ist die vor allem im Ruhrgebiet in den letzten Jahren zu beobachtende Umwandlung von brachliegenden Industriearealen und stillgelegten Fabriken in Ausstellungsräume für Kunst und Konzerthäuser. Während sich der romantische englische Maler John Martin noch Ende des 19. Jahrhunderts selbst in den Regionen der Höllenqualen keinen fürchterlicheren Anblick als die nächtlichen Bergwerke und Fabrikschlote vorstellen konnte, hat sich dieses Entsetzen heute in ihr Gegenteil verkehrt. Von der Aura der ausgestellten und aufgeführten Kunst in höhere Sphären gehoben, werden die gleichen Räume, in denen Arbeiter noch bis in das späte 20. Jahrhundert geschunden wurden, vom öffentlichen Diskurs in geweihte Orte transformiert. Durch die Verwandlung der Höllenregion in einen heiligen Raum erscheint die kollektive Ausbeutung und Selbstentfremdung der Arbeiterschaft während des Industriezeitalters in der Rückschau als ein historisches Menschenopfer im Dienste des Fortschritts. Die Arbeiter, die ihr Leben in den Industriekathedralen der modernen Warenproduktion dargebracht haben, werden zu Märtyrern erklärt, die uns Menschen der Jetztzeit als Leitbilder dienen sollen: Ohne den Sinn unserer Arbeit in Frage zu stellen, mögen doch bitte auch wir unsere Leben an die Eigentümer der Produktionsmittel verkaufen, um Dinge herzustellen, die uns nicht gehören. Was dieser Logik folgend – heute wie gestern – einzig und allein zu zählen scheint, ist der Opfergang zu Ehren der letzten Gottheit des Abendlandes – der kapitalistischen Warenproduktion und ihrer treibenden Ideologie des von allen Zwängen befreiten Marktes.

In der Sakralisierung von Arbeit und Markt wirkt das Herrschaftsprinzip der Merkatokratie. Als Folge der feindlichen Übernahme des menschlichen Bewußtseins durch geld- und marktwirtschaftliches Gedankengut verherrlichen die Menschen jene Zustände, die sie versklaven, entfremden und

⁴⁹ Sommer, a.a.O., Seite 224.

ausbeuten.⁵⁰ Mit der Wortwahl «Merkatokratie» verfolgen wir daher an allererster Stelle die *Säkularisierung*, also die Entgötterung marktwirtschaftlicher Dogmatik, um die Möglichkeit zu schaffen, die Glaubenssätze des Kapitalismus wieder hinterfragbar zu machen.

Den Markt – hier aus der Sicht von Wirklichkeitsprüfern – als Gottheit zu sehen, dem immer wieder – ganz persönlich – große Opfer zu bringen sind, hilft, den Blick zu schärfen für das, was gegenwärtig an grandiosen Deregulierungen von denjenigen vorgenommen wird, die die strengen und gnadenlosen Gesetze des Marktes predigen. Denn die Gottheit ist streng, sehr streng! Und das erinnert uns an «Drakon», einen Gesetzgeber Athens, der etwa 600 Jahre vor Christus äußerst rigorose – eben drakonische – Strafgesetze aufschreiben ließ. Die Parallele ist evident: Die Gesetze und vor allem die Strafgesetze des Marktes sind von einer *drakonischen* Strenge. Nur zur Erinnerung: Im idealen drakonischen Markt sollten Arbeitnehmer keine Rechte haben und alle notwendigen Opfer bringen; Arbeitgeber hingegen sollten alle Rechte haben und keinerlei Opfer bringen. So will es Drakon. Wer diesen Gesetzen nicht folgt, ist bald verloren: Er wird aus dem Wettbewerb aller gegen alle herausgedrängt und darf sich das Marktgeschehen nur noch von außen, als Randexistenz betrachten. Der Markt als Gott und Drakon! Das ist es!

Und um den entgrenzten Markt und seine drakonische Logik als weltliche Herrschaftsinstrumente auf den Boden der Tatsachen zurück zu holen, wollen wir im folgenden Kapitel einen notwendigerweise fragmentarischen, aber möglichst präzisen Blick auf unsere merkatokratische Gesellschaft werfen, in der Wirtschaftsbosse und Ökonomen die Definitionsgewalt darüber gewonnen haben, «*was noch Kultur sein darf – und was sich nicht lohnt, überhaupt zu sein.*»⁵¹ Übrigens sind wir uns darüber im Klaren, mit unserer nicht allzu rosigen Sicht auf das ins bodenlose sinkende Abendland Kulturzweckpessimismus par excellence zu betreiben und weiterhin einem durchaus fragwürdigen Kulturbegriff das Wort zu reden. Es geht uns aber tatsächlich darum, Kultur als menschlichen Welt-erzeugungs- und -aneignungsprozeß beschreib- und damit greifbar zu machen. Und als echte Kulturpessimisten malen wir möglichst schwarz, damit wir am Ende gar nicht verlieren können: Entweder es ist so oder schlimmer, dann sind wir sonderlich klug und haben wie immer recht. Oder es ist nur halb so schlimm, und wir dürfen uns freuen, daß die Welt doch nicht ganz so miserabel ist, wie wir sie an die Wand gezeichnet haben.

6. Zur Kulturphysiognomik der Merkatokratie

Lieber Leser, liebe Leserin, in diesem Arbeitspapier haben wir schon einen ziemlich weiten Weg zurückgelegt. So haben wir im 1. Kapitel auf das vor über zehn Jahren geschriebene Arbeitspapier Nr. 11 zurückgeblickt und die damals von uns erhofften positiven Veränderungen skizziert, die mit der Kulturepoche der Postmoderne einhergehen sollten. Im 2. Kapitel dann prüften wir sorgfältig diese erhofften Veränderungen an der Wirklichkeit der Jetztzeit. Und wie Sie gesehen haben, sind in den meisten Fällen unsere Erwartungen enttäuscht worden. Im Zwischenspiel des 3. Kapitels haben wir erste Vermutungen geäußert, warum sich die Postmoderne in wesentlichen Punkten nicht so positiv entwickelt hat, wie wir dies ersehnten: Der Kapitalismus reduziert die große postmoderne Unübersichtlichkeit des Lebens auf die Adorations-Ikonen «Markt» und «Geld» und vermittelt damit ganz offensichtlich den Kulturinsassen einen Halt in der Haltlosigkeit. Aus diesem Grund haben wir

⁵⁰ Vgl. dazu die Arbeiten zur Ausbeutung in der Neuen Arbeitsorganisation im Skepsis-Reservat: Henriette Orheim: «Surfen und Sich-Selbst-Ausbeuten»: <http://www.boag-online.de/sceptic-12003-01.html>; Benjamin Erhard: «Ich verlasse mich da ganz auf Sie!» Verantwortung im Postfordismus: <http://www.boag-online.de/sceptic-12003-02.html>; Helmut Hansen und Bethchen B.: «Die Neue Arbeitsorganisation und ihr Individuum»: <http://www.boag-online.de/sceptic-12003-03.html>.

⁵¹ Sommer, a.a.O. Seite 151.

uns im 4. Kapitel ausführlich mit Simmels Philosophie des Geldes beschäftigt, um verstehen zu können, wie heute Begriffe wie <Markt> und <Geld> in ihrer Reifikation so vollständig über Menschen herrschen können, daß eine inhaltliche Gegenwehr unmöglich erscheint. Und diese Herrschaft nannten wir im 5. Kapitel Merkatokratie.

Dieses 6. Kapitel nun trägt einen ganz programmatischen Titel, der – so hoffen wir – das Ziel dieses Arbeitspapiers deutlich macht: Wir wollen das Antlitz der derzeitigen merkatokratischen Kultur beschreiben und – um dem Titel dieses Arbeitspapiers gerecht zu werden – dabei zu zeigen versuchen, was von der Postmoderne heute übrig blieb. Nun geht es allerdings nicht mehr um unsere enttäuschten Hoffnungen und Erwartungen, sondern eben um eine Wirklichkeitsprüfung der Jetztzeit. Welche Hauptmythen werden heute in unserer Kultur gehandelt und verhandelt? Welche Auswirkungen haben diese Mythen auf die Menschen? Welche Spuren hinterlassen sie in der Psyche?

Im 7. Kapitel entwerfen wir Ideen, wie es sich – <Markt> und <Geld> zum Trotz – heute leben läßt. Ja, wir geben unsere Hoffnungen nicht auf und versteigen uns vielleicht sogar zu einer kleinen <Anleitung zum Glückhsein>! Aber bitte jetzt nicht vorblättern!

6.1 Dämon Geld

Beginnen wir unsere vielfältigen Beobachtungen mit einem geisterhaften Dämon, welcher zu Beginn dieses Jahrtausends eine ganz und gar unheimliche, suggestive, ja fast zwangsläufige Macht über die meisten Menschen ausübt und deren Willen Tag für Tag bestimmt – das Geld: *«Der Klang des Geldes ist groovy, sexy und macht in der kapitalistischen Welt aus einem Regentag wunderbaren Sonnenschein.»*⁵² Im Kapitel 2.6.1 beschäftigten wir uns ganz kurz mit postmodernen Pop-Poeten und deren unironischen Spiegelungen ihres Selbst an den Oberflächen der Dinge. Nun, wenn wir im Zusammenhang mit dem hier zu diskutierenden Dämon Geld wieder in die Pop-Welt gucken, dann sollten wir die kulturelle Bedeutung dessen, daß es heute Musik produzierende Pop-Gruppen mit dem Namen «Generation Aldi» oder die gerade erwähnte «The Sound of Money» gibt, nicht unterschätzen. Denn Geld ist ein Allesfresser. Geld verschlingt alles, was es sonst noch gibt. Was gibt es denn sonst noch? Gute Frage, denn fast alle Kulturinsassen der Postmoderne haben das schlicht vergessen. Nur ein Beispiel: Da sagt ein Fußballtorwart (nennen wir ihn mal <Frank Rost>) zu seinem Trainer (nennen wir ihn mal <Frank Neubarth>), seit dieser in Schalke sei, mache der Fußball keinen <Spaß> mehr. Der Trainer kann sich selbstredend <Frank Rosts> mangelnde Freude am Fußball nicht so recht erklären: *«Ich kann nicht nachvollziehen, daß er keinen Spaß hat. Ich weiß nicht, was er will. Er verdient hier gutes Geld.»*⁵³ Was sollte da also noch fehlen? Solange man Geld für eine Tätigkeit kriegt, ist doch alles in Ordnung. Oder anders: Für Geld tun wir alles: *«Käuflich und stolz darauf!»*⁵⁴

Die Ökonomie, eine ganz und gar einseitige Ökonomie, ist über das <Öffentliche> nicht nur in das <Private> eingedrungen, die Ökonomie, der Umgang mit dem Dämon Geld also, ist das eigentliche <Private> geworden. Und der Dämon <Geld> tötet heute alles <Höhere>. Was braucht man denn noch mehr? Spaß, Erfüllung, Sinn? Nein, heute zählt nur, was hinten rauskommt!⁵⁵ Kündigt sich hier bereits der dreifache Sieg der Arbeiterklasse an? Wir kommen in Bälde darauf zurück.

⁵² Klaus Hübner in einer Kritik zu einer CD der Gruppe <The Sound of Money> in der WAZ vom 2. März 2003.

⁵³ Zitiert nach der WAZ vom 1.3.2003.

⁵⁴ Tabakwerbung, Deutschland, 2003.

⁵⁵ Nach 16-Jahren Helmut Kohl ist diese als Pfälzer Schläue daherkommende geistige Bankrotterklärung zum Standard postmoderner Lebensmaximen geworden.

Der Dämon Geld also beherrscht die Seelen, gibt Halt in der Haltlosigkeit (vgl. Kapitel 2.2.2) und therapiert so nebenbei die in Kapitel 2.2.1 beschriebene postmoderne Agoraphobie. Aber es ist nicht das Geld als solches, es ist auch noch ein ganz bestimmter Umgang mit dem Geld, der heute in fast absoluter Weise angesagt ist und allüberall vorgeschrieben wird: «*Wer sein Geld wegwirft, der hat schon verloren. Hier setzen *«The Sound of Money» an, in zehn eindeutig positionierten Songs.*»⁵⁶ Das ist es: Sparsamkeit ist heute salonfähig. Heute kann man die Angehörigen seines sozialen Raumes mit ausgehandelten Mega-Rabatten beeindrucken, ja Feilschen und «Smart Shopping» sind angesagt. Um eine Kaufentscheidung zu treffen, genügt es dem Kunden also heute kaum noch, einen Artikel einfach nur zu benötigen oder schön zu finden. Zusätzlich muß der Kunde beim Kauf das Gefühl haben, die Ware besonders schlau zu einem besonders günstigen Preis eingekauft zu haben. Da gibt es eine überbordende Sprachästhetik des Sparens und des Geizes, etwa «*Wir können nur billig!*» Das nimmt zu. Das ist kaum mehr auszuhalten. Allein das Wort «Abverkauf» könnte einen verrückt machen.*

Früher – in den ruhigen Zeiten der Moderne – sind einige wenige seltsame Menschen für das Gefühl, clever konsumieren zu können, in aller Herrgottsfrühe auf den Flohmarkt gegangen, um etwa eine eigentlich ziemlich belanglose Schallplatte nur deshalb zu kaufen, weil sie gerade spottbillig zu haben war. Stolz konnten diese Vorgänger postmoderner Geizkäufer dann allen Mitmenschen erzählen, daß diese Schallplatte ja zwar nun nicht wirklich gut sei, daß sie aber – für diesen Preis – die Platte in dem Pappkarton auf dem Flohmarkt nicht weiter vor sich hin gammeln lassen konnten.

Zum Jagen und Sammeln nutzloser und sinnfreier Schnäppchen auf dem freien Markt braucht in der Postmoderne niemand mehr in aller Frühe auf den Flohmarkt zu gehen, denn die ganze Konsumwelt wird derzeit von einer Flohmarktästhetik geprägt. Überall Dinge, die kein Mensch braucht, aber alle sind nicht nur billig! billig! billig!, sondern billiger! billiger! billiger!, da reduziert! reduziert! reduziert! In jedem Geschäft lauert heute ein Billigmonster, das einen in eine Rabattschlacht hineinziehen möchte: «Nur heute! 10% auf alles!».

Gelingt es Endverbrauchern, durch das Feilschen um Extra-Rabatte – «Öhm, da ist doch sicher noch Luft im Preis» – besonders souverän und clever ein Schnäppchen zu ergattern, so ist diese einzigartige Tat nichts wert, wenn sie nicht jemandem erzählt werden kann. Deswegen besteht ein sehr großer Teil der derzeitigen zwischenmenschlichen Diskurse zum einen aus dem Aufsagen aktueller Preislisten, zum anderen aber und insbesondere aus den atemlosen Berichten über heroische Kauf-taten: Die souveräne und völlig coole – «Öhm, was läßt sich denn da mit dem Preis noch machen?» – Erbeutung eines Schnäppchens, der Hinweis, daß beim letzten Shopping ein absolut doll heruntergesetztes Sahnestück ergattert wurde, das auswendige Aufsagen aller Tageszeiten, in denen ein Call-by-Call Anruf im Festnetz über den und den Anbieter um einen Cent günstiger ist als bei der Deutschen Telekom. So hat sich heute eine Sprachästhetik des Geizes und des Sparens zu einem überaus eigenständigen und wichtigen Stilelement gemausert. Das Leben, ja der Lebenszweck der meisten Menschen reduziert sich auf den «schlau» Umgang mit dem Dämon Geld.

Dazu noch eine aktuelle Beobachtung: In einer Stadt des Ruhrgebietes öffnet ein neuer Buchladen. Das Schaufenster ist über und über beklebt mit Zetteln, auf denen ein «Jedes Buch 1€» prangt. Im Laden, der auf jegliche Dekoration verzichtet, liegen Stapel und Türme von Büchern, insbesondere auch an den Fenstern, die zur Straße weisen. Von außen sieht man also Unmengen von Büchern und Unmengen von Preisversprechungen. Am Eingang dieses neuen Etablissements stehen die üblichen Wühl-Gondeln, voller Schnickschnack (keine Bücher) und CDs: «Jede CD nur 1€!» Und in den Gondeln wühlen ehrbare Bürger, die seit Jahren keine CD mehr gekauft haben, suchen sich irgend-

⁵⁶ Klaus Hübner, a.a.O.

etwas heraus, ja haben schon mehrere CDs in der einen Hand und suchen gierig weiter: «1€!» Wer in die Gesichter dieser Menschen schaut, wie lustvoll sie etwas suchen, nur weil es «billig» ist, wer diese Geilheit beim Kopulationsakt des Sparens erlebt, unabhängig davon, wobei sie gerade sparen, wer sieht, wie also Form und Inhalt eines Produktes in dieser alles überwindenden Spar-Promiskuität so gleichgültig geworden sind, daß sie sich im Preis eines einzigen Euro auflösen, ahnt, daß in der Jetztzeit «Sparen» zu einem Selbstzweck geworden ist, der die Contenance der Kulturinsassen längst überrannt hat. Bewußtlose Gondelwühler. Dämon Geld. Oder anders: Geld verdirbt nicht den Charakter, Geld zeigt ihn.⁵⁷

Der widerwärtige Werbeslogan eines Elektroartikelmarktes bringt diese Überlegung auf den Punkt: «Geiz ist geil!» Der Artikel und sein Preis verschmelzen, der Rabatt wird zu einem Attribut des Konsumguts, einem äußerlichen Merkmal der Ware analog dem Schnitt oder der Farbe eines Kleides. Das Kleid ist zwar nicht schön, war aber billig, war also ein «Top-Angebot zum Schnäppchen-Preis», und es ist deswegen erst so richtig bemerkenswert. Wie auf dem Flohmarkt: Die gekaufte Platte ist zwar nicht gut, sie war aber billig. «Alles: Aber günstig!»

Der günstige Preis macht heute jeden Einkauf zu einer selbstwert-stabilisierenden Trophäe. Und sollte mal tatsächlich irgendetwas teurer werden, etwa durch Steuererhöhungen, so werden in den einschlägigen visuellen Medien sogleich Bürger vor die Kamera gezerrt, die ihr leeres Portemonnaie herzeigen und weinerlich beklagen, daß sie ab sofort ganze 7 Euro im Monat weniger «in der Kasse haben!» Skandal! Da kommt die Steuer-Wut! Klar. Denn das Benzin für das Zweit-Auto ist jetzt eindeutig nicht mehr bezahlbar.

Die Ästhetik des Billigen, nicht die irgendeines Inhaltes, und schon gar nicht die des Schönen und Guten dominiert also derzeit alle Diskurse. Keiner kommt auf den Gedanken, daß er sich selbst herabsetzt, wenn er nur angeblich Herabgesetztes kauft. Die Tiefpreiskultur als Tiefkultur. Das Ideal der Merkatokratie, ja der Prototyp schlechthin ist und bleibt – die *Krämerseele*. Sie zeigt täglich ihre ganze Blödheit in der anmaßenden Behauptung, eben nicht *blöde* zu sein! Diese Krämerseele reagiert in der Merkatokratie – ganz wie der Pawlow'sche Hund – auf «Reduziert!»-Schilder mit einem konditionierten Tiefpreisgiersabbern. Und so läßt sie sich täglich in ihrem ganzen Sehnen und Streben, ja in ihrem ganzen Menschsein reduzieren auf einen Preis, eine Zahl, also auf – nichts. Kleine Preise – große Wirkung. Denn diese finale kapitalistische Reduktion des Menschseins, diese Begrenzung des Weltzugangs über den Preis, schafft wiederum genau die Faszination für das Reduzierte, genau die Begeisterung für die Reduktion von Inhalt und Sinn auf einen Preis. So geht das im Kreis. Ad infinitum? Wahrscheinlich.

Schauen wir uns nur noch ein Synonym für «Geld» an: «Mammon». Die diskursiv vermittelte Bedeutung des Begriffs «Mammon» geht eher in die Richtung, daß Mammon etwas ist, wonach gestrebt, was begehrt wird. Und «Mammonismus» wäre dann eine Gier nach Mammon, ja eine Herrschaft des Mammons. Und was uns nun zu Beginn dieses Jahrtausends auffällt, ist, daß Massen postmoderner Endverbraucher zwar einerseits ganz wild darauf aus sind, irgendetwas zu kaufen, sich andererseits aber aufgrund ihres überlernten Mammonismus nur sehr ungern von ihrem Mammon trennen. Das ist ein interessanter Konflikt. Und wie wird er gelöst? Indem das Kapital angeblich reduzierte Preise anbietet. Und fast eine gesamte Kultur regrediert dadurch auf eine anal-retentive Entwicklungsphase des Menschseins: Geld abgeben, aber es gleichzeitig zurückhalten. Geld weggeben, aber doch nicht zu viel davon. Sich des Geldes entleeren, aber gleichzeitig die Verstopfung anstreben. Gesund klingt das nicht. Sollte Freud doch Recht behalten?

⁵⁷ Für die freundliche Überlassung dieses trefflichen Aphorismus' bedanken wir uns bei Gisela Ostrop, dem guten Geist unseres Lieblingstrestaurants «Aubergine».

6.2 Der dreifache Sieg der Arbeiterklasse

Arbeiter? Gar Arbeiterklasse? Mal im Ernst, gibt es die denn überhaupt noch? Nun, in den hessischen Geschichtsbüchern steht neuerdings, daß Helmut Kohl insbesondere und die «Christlich Demokratische Union» im allgemeinen irgendwann im vorigen Jahrhundert die Arbeiterklasse abschafften, indem sie den Sozialismus besiegten. Das war notwendig – und längst fällig. Präsentierte der Sozialismus doch über lange Jahre hinweg eine mitunter sehr lästige und einige wenige junge Leute sehr verwirrende moderne Ideologie von einer mystischen Gleichheit der Menschen, die sich zwar jederzeit mit der Schreckensdrohung von der Gott so mißfallenden «Gleichmacherei» ganz gut bekämpfen ließ, die aber dennoch – nicht nur bei jungen Leuten – einen wehen Vorstellungsrest hinterließ. Aber, das ist jetzt – Gott sei Dank – vorbei: In diesem Jahrtausend gibt es keine Arbeiter mehr, nur noch *Arbeitskraftunternehmer*, die «auf gleicher Höhe, Aug in Aug mit dem Arbeitgeber, ihre Arbeitskraft auf dem freien Markt anbieten» (Guido Westerwelle); es gibt keine Arbeiterklasse mehr, denn wir leben heute in einer «klassenlosen» Gesellschaft, in der jeder erreichen kann, was er will – vorausgesetzt, er hat die «Fähigkeiten» dazu; und es gibt selbstredend keine Ideologie mehr, denn die kapitalistische Merkatokratie beruht – gerade im Gegensatz zum Sozialismus – ja eben nicht auf einer Ideologie, sondern auf der Erkenntnis, was diese Welt im Innersten zusammenhält. Und das ist die Wahrheit. Die von der Natur vorgegebene Wahrheit.

Tja, lieber Leser und liebe Leserin, ist es nicht erstaunlich, mit welchem absolutem Wahrheitsanspruch die Merkatokratie daher kommt? Aber das ist notwendig, um das, was im Namen des Kapitals geschieht, immer wieder rechtfertigen zu können. Nun, diejenigen, die von der Merkatokratie profitieren, schicken sich gerne in diese vermeintliche Wahrheit, aber diejenigen, die nicht profitieren, die nicht teilhaben dürfen, die aus sozialer Sicherheit und tragfähigen Perspektiven entlassen oder gar ausgegrenzt werden, die verarmen oder gar verwahrlosen, dürfen nicht auf dumme Gedanken kommen: Auch die zukünftigen Heloten⁵⁸ unserer Kultur müssen in Treue fest zum Kapital und zur Merkatokratie stehen. Und wie schafft man das? Genau darum geht es in diesem Abschnitt: Das Kapital besticht den Proleten, ja ergattert seine Zustimmung zu seiner eigenen Entrechtung, indem es ihm, dem Entrechteten, dem Heloten, in der *Peripherie* des kapitalistischen Geschehens das anbietet und gibt, was er will. Und was könnte das sein? Was will der Prolet?

Zunächst müssen wir noch eine Bemerkung zum Begriff des «Proleten» machen. Schon allein durch unsere Verwendung dieses Wortes machen wir zum einen deutlich, daß wir weiterhin an die gesellschaftliche Segregation in Klassen glauben und an die mit diesen Klassen korrelierenden «feinen Unterschiede» in den Lebensformen.⁵⁹ Zum anderen aber sehen wir heute, daß es kaum mehr *Proletarier* gibt, also Angehörige einer wirtschaftlich abhängigen und besitzlosen Klasse, die ein *Bewußtsein* von ihrer «Lage» und ihrem Status haben, sondern statt dessen fast nur noch Proleten, also ungebildete, erregte Menschen, die nichts über ihren Status, ihren gesellschaftlichen Ort, wissen und wissen «wollen». Und zum dritten glauben wir, daß das Proletentum sich über die ehemalige Arbeiterklasse hinaus längst bis weit nach oben in die mittlere bis höhere Mittelschicht ausgebreitet hat, was Dummheit, Unbildung, Aberglauben, Anomie und Gier betrifft. Der Prolet im alten Sinne ist längst zum Kleinbürger geworden. Ein Beispiel? Bitte schön: Der umjubelte Moderator und Master der letzten großen verbliebenen Samstagabendshow im deutschen Fernsehen zeigt in jeder einzelnen Sendung, daß er, umstellt von sehr teuer eingekauften «Stars», die nur für sich werben,

⁵⁸ Günter Gaus bezeichnet in einem Essay – in der Süddeutschen Zeitung vom 22. Mai 2003, Seite 13 – die Menschen, die in Zukunft – ohne soziale Sicherheiten – in einem schnellen Wechsel zwischen Niedriglohn und Sozialhilfe leben müssen, als Heloten und bezieht sich damit auf die leibeigenen Bauern im alten Sparta, die das Land eines Spartiaten zu bestellen, die Hälfte des Ertrages an diesen abzuliefern und ihm in den allfälligen Kriegen als Waffenknechte zu dienen hatten. Stehen wir vor einer Helotengesellschaft? Vor einer Gesellschaft «flexibler» Nomaden?

⁵⁹ Vgl. dazu: Bourdieu, Pierre (1984): *Die feinen Unterschiede*. Kritik der gesellschaftlichen Urteilskraft. – Frankfurt am Main: Suhrkamp

keine wesentliche Kulturtechnik beherrscht: Er redet, aber er sagt nichts; er fragt, aber er kann gar keine Fragen stellen; ihm wird geantwortet, aber er kann mit den Antworten nichts anfangen; kurz, er «spricht» mit Menschen, kann aber kein Gespräch führen. Das soll so sein. Denn seine Zuschauer können das ja auch nicht. Also fühlen sie sich gut. Was kann dieser umjubelte Star-Moderator statt dessen? Frauen auf ihre sekundären Geschlechtsmerkmale reduzieren – und Zoten anbringen. Da fühlen sich die Zuschauer noch besser. Abendunterhaltung für die ganze Familie. Proleten unter sich.

Aber warum sprechen wir nun vom Sieg der Arbeiterklasse? Nun, weil es drei Räume im Überbau unserer Kultur gibt, in denen der Prolet scheinbar gesiegt hat? Nur scheinbar? Das schauen wir uns an.

6.2.1 Proletisierung der Ästhetik

Der erste Bereich, in dem der Prolet in ganz augenfälliger Weise gesiegt hat, ist bereits in anderen Traktaten des Skepsis-Reservates beschrieben worden.⁶⁰ Wenn wir uns in dem umsehen, was Tag für Tag in den die Merkatokratie begründenden, begleitenden und aufrechterhaltenden Medien angeboten wird, so sehen wir, wie mindestens 95 Prozent aller TV-Programme und aller Internetangebote auf die Ästhetik eines Proleten ausgerichtet sind. Die «Arbeiterklasse» hat also fast auf der ganzen Linie gesiegt, weil sie scheinbar definiert, was in den Medien in erster Linie geboten wird. Sollen wir eine Programmzeitschrift aufschlagen, um diese traurige These zu stützen? Sollen wir die Themen der Sendungen zitieren, die die Nachmittage der so gut verwahrten Verwehrlosen schmücken? Sollen wir Highlights des Abendprogramms nennen? Nein. Das erübrigt sich.⁶¹

Das Wort von der «Proletisierung der Ästhetik» meint nun dies: Guckt ein Prolet auf sein TV-Gerät als seinem völlig unvermeidlichen Lieblings-Medium, so sieht er – sich selbst, so hört er – sich selbst, und dies in allen einschlägigen Formaten. Immer mehr Billig-Serien und Billig-Formate verzichten auf Fachleute wie Schauspieler und begnügen sich mit Laien. Das wirkt einfach authentischer. Die vorgeführten Leute dürfen um Gottes Willen nichts können, ein Unterschied zum glotzenden Proleten darf nicht mal erahnt werden. Deswegen werden zusätzlich auch Kameraführung und Schnitt immer dilettantischer. Es muß halt so aussehen, als habe der Prolet selbst diesen Film gemacht und auch noch selbst mitgespielt. Albertine Devilder sagt dazu: «*Ich denke [...], daß durch die Übererfüllung der Geschmackspräferenzen des einzelnen Proleten eben derselbe «wie in einem Wasserfall» (Dieter Thoma, Ex-RTL-Chef) vor dem TV festgeklebt wird. Er wird entsolidarisiert, vereinzelt und seiner Klassenzugehörigkeit beraubt [...]. Und das jeden Tag auf's Neue.*» Dazu kommt, daß der Prolet täglich Leute im TV sieht, die nichts können und nichts wissen und die dennoch eine Chance in der großen Lebenslotterie haben.⁶² Selbst «Nachrichten» im Privat-TV orientieren sich an den geistigen Interessen und dem intellektuellen Fassungsvermögen primärer und sekundärer Analphabeten. Mach' die Leute zu Analphabeten, und Du kannst mit ihnen machen was du willst. Scheint mit Hilfe des TV gut zu funktionieren.

Selbstverständlich leimen nicht nur TV-Formate den Proleten in seinen ästhetischen Vorstellungen von der Welt fest. Nein, besonders beteiligt bei dieser dem Wohl des Kapitals dienlichen Aufgabe

⁶⁰ Vgl. dazu etwa Henriette Orheims Essay über das Privatfernsehen unter <http://www.boag-online.de/sceptic-11002-02.html> und Albertine Devilders «Abschied von der Arbeiterklasse» unter <http://www.boag-online.de/sceptic-11004.html>.

⁶¹ Vgl. dazu unbedingt den Essay von Artus P. Feldmann: «Die schlimmste Lichtquelle der Welt: 10 Thesen zum TV» unter <http://www.boag-online.de/sceptic-12007.html>.

⁶² Vgl. dazu Helmut Hansens Essay über die «Gesellschaft des Spektakels» (<http://www.boag-online.de/sceptic-12010.htm>) und Bethchen Bs und Edna Lemgos kulturphysiognomischen Blick auf ein populäres TV-Format (<http://www.boag-online.de/sceptic-12018.html>).

sind auch Zeitungen und Zeitschriften. Henriette Orheim und Artus P. Feldmann haben sich die Mühe gemacht, einmal zu untersuchen, wer eigentlich für die sogenannte Boulevardpresse schreibt. Nun, die Antwort liegt nahe: Proleten schreiben für Proleten, damit die Proleten Proleten bleiben. Die Ikonographie dieser besonderen Schmierlappen-Sprache ergibt sich etwa aus Worten wie <Scheiße>, <Kacke>, <Arsch>, <knallhart> und <hauen>. Ja, das ist nah dran, an Volkesmund und Volkesstimme!⁶³

Und Proletenästhetik ist insbesondere auch die Ästhetik des Nackten.⁶⁴ Nackte Frauenkörper, insbesondere solche mit gigantischen *mammae* scheinen in einer proletischen Ästhetik unabdingbar. Bilder dieser Art dominieren die Titelblätter fast aller Zeitschriften. In dieser Ästhetik geht es nicht darum, was eine Frau kann oder weiß, sondern es interessiert den Proleten nur, wie sie aussieht und ob die *mammae* den vom ihm definierten Kriterien entsprechen. Ja, die auf eine Körperlichkeit bezogenen ästhetischen Phantasien des Proleten scheinen sehr leicht beschreibbar, wenn man sich nur wenige der Millionen Seiten im Internet anschaut, die extra für ihn eingerichtet wurden.

Und da in dieser Ästhetik Frauen als Objekte gesehen werden, ist es ganz verständlich, daß ein Prolet, kommt er – etwa während einer Geselligkeit – als <Rotte> daher, zu einem <Ausziehen!>–Gebrüll neigt, sollte er auf die Spezies Frau treffen. Denn das braucht er einfach: Nackte Tatsachen. Und genau dem kommen die postmodernen visuellen Medien und insbesondere die größten Schmierlappenzeitungen dieses und anderer Länder (wir erinnern hier nur an das Schmutzblatt <The Sun> in Großbritannien) ausdauernd und andauernd nach. Sie wissen halt, was Männer wünschen. Und so ist das <Luder> zur Pop-Ikone der proletischen Ästhetik und der Postmoderne schlechthin geworden. Ein Luder verkörpert – ganz im Sinne dieses Wortes – alles, was ein Prolet sich wünscht: Artifizielle Megamammae, ein Friseur-Gesicht (wie das von Verona F. und vielen anderen),⁶⁵ Dummheit, Willigkeit, Fraglosigkeit. Mit den Augen und den ästhetischen Maßstäben eines Proleten betrachtet ist die Welt doch in Ordnung. Darum geht es.

6.2.2 Tiefpreiskultur

Was der Dämon Geld mit den Menschen anrichten, wie der Dämon Geld das Menschsein im finalen Kapitalismus reduzieren kann auf die Wahl zwischen verschiedenen <Dauertiefpreisen>, das haben wir bereits im Abschnitt 6.1 beschrieben. Deswegen können wir uns hier etwas kürzer fassen.

Zunächst zu der Frage, was ein Tiefpreis ist. Nun, der ergibt sich, wenn man etwa auf einem Preisschild einen <eigentlichen> Preis erwähnt, diesen durchstreicht, und dann mit dem herabgesetzten Preis wirbt. Den <eigentlichen> Preis nennt man auch <unverbindliche Preisempfehlung>. Und ein Tiefpreis bleibt eben weit darunter. Da der Prolet nur auf den Tiefpreis guckt, macht er sich keine Gedanken darüber, ob der <eigentliche> Preis vielleicht so frei erfunden wurde, daß man ihn eben ganz weit nach unten <drücken> und dazu noch mit dem <Tiefpreishammer> platt schlagen kann.

Der zweite Bereich des Überbaus, in dem der Prolet ganz offensichtlich gesiegt hat, ist die Verwechslung von Inhalt und Qualität von Gütern mit deren Preis. Was drin ist, ist egal. Hauptsache, es ist billig. Rundfunkwerbung vor den Nachrichten schreit heute fast ohne Ausnahme etwas von niedrigen Preisen und Schnäppchen heraus. Alles ist reduziert, der Prolet hat die freie Wahl unter dem Reduzierten. Das Feilschen in Geschäften ist endlich erlaubt, Rabattregelungen sind abgeschafft, der Prolet ist am Ziel seiner Wünsche: Natürlich kauft er nur noch Reduziertes, denn <Schlußverkauf> ist das ganze Jahr über.

⁶³ Vgl. dazu <Guck mal, wer da schreibt> (<http://www.boag-online.de/sceptic-12019.html>)

⁶⁴ Vgl. dazu Henriette Orheims Essay über die Nacktheit (<http://www.boag-online.de/sceptic-11002-03>)

⁶⁵ Vgl. dazu Bethchen Bs Essay <Die traurigsten Augen ...> (<http://www.boag-online.de/sceptic-12013.html>)

Noch einmal: Die Güte von Produkten interessiert ihn nicht. Nehmen wir zwei Beispiele: Da der Prolet täglich Fleisch isst, und dies selbstverständlich zu «absoluten Hammerpreisen» einkauft, ist es ihm völlig egal, woher das Fleisch stammt, ob die Tiere also, die das Fleisch «liefern», ihr Leben lang mit Medikamenten gedopt und in engsten Ställen und auf grauenerregenden Transporten quer durch Europa gequält wurden. Es ist ihm auch egal, daß das Fleisch mit Gelatine aufgespritzt und angereichert wurde, um es schwerer erscheinen zu lassen. Alles egal. Denn entscheidend ist an der Fleischtheke: Billig! Guten Appetit.

Daß der Preis eines Produktes in aller Regel seiner Güte folgt, interessiert den Proleten nicht, er kann das auch gar nicht verstehen. Deswegen ein zweites Beispiel: Rotwein für 1,29€? Für den Proleten kein Problem: «Ist doch Rotwein, oder? Und, jetzt mal ganz ehrlich gesagt, den Unterschied schmeckt man doch gar nicht. Laß die Plattköpfe ruhig den teuren Rotwein trinken, ich laß mich nicht über den Tisch ziehen: 1,29€!»

An beiden Beispielen sehen wir, daß in der Tiefpreiskultur der finalen Merkatokratie dem Proleten auch seine letzten Reste von «Geschmack» ausgetrieben werden. Vermutlich können die meisten Kulturinsassen wirklich nicht mehr geschmacklich zwischen verschiedenen Rotweinen differenzieren, denn sie schmecken buchstäblich den *Preis*. Rotwein für 1,29€? Schmeckt doch gut, oder?

Der Prolet hat gesiegt, aber man hat ihm nichts übrig gelassen, außer niedrigen Preisen. Das Unterscheidungsvermögen für Inhalte wurde ihm abgetrieben. Damit bleibt ihm die Undifferenziertheit der Welt erhalten. Und der Prolet fühlt sich gut dabei. Das war sein Wunsch. Bei jedem Kauf eines Tiefpreisgegenstandes fühlt der Prolet sein «Ich», und mit jedem Tiefpreiskauf wächst dieses «Ich». Denn er sonnt sich in der wärmenden Aura, nicht zu viel bezahlt zu haben und wachsam und clever gewesen zu sein. Ja, durch die Wahl eines reduzierten Tiefpreises glaubt der Prolet als Endverbraucher an dieser doch unübersichtlichen Kultur teilhaben und eine Wichtigkeit verkörpern zu können. Denn er – ganz persönlich – macht die Gemengelage *übersichtlich*, er haut dazwischen mit seinem – ganz persönlichen – Tiefpreishammer, er wählt – ganz persönlich – hammerhart die jeweils niedrigsten Preise aus und feilscht und besteht auf Rabatten, was das Zeug hält. Er. Ganz persönlich.

Das Kapital überläßt dem Proleten also in äußerst geschickter Weise einen kleinen Rest vermeintlicher Ich-Würde. Der Prolet sieht sich in der Tiefpreiskultur richtig und angemessen angesprochen, ja er sieht sich als eine ernstzunehmende Person, die zu bedeutsamen Entscheidungen fähig ist. Er entblödet sich nicht einmal, stolz über seine Verblödung im Reich der Dinge zu sein. Er kann nicht auf den Gedanken kommen, daß man seine Person und seine Würde auf die Tiefpreissuche reduziert hat. Er kann es nicht mehr.

Hat man ihm außer seiner spezifischen Ästhetik und seiner Tiefpreisgeilheit nix gelassen? Doch. Da ist noch was.

6.2.3 Erregung

Ein wichtiges Medium bei der Durchsetzung der final kapitalistischen Interessen in einer Merkatokratie ist, daß man Proleten auch noch einräumt, sich erregen zu dürfen. Die Medien des finalen Kapitalismus begründen daher eine Kultur des Spektakels, in der alle Themen so personalisiert und emotionalisiert werden, daß der Prolet Ressentiments gegen konkrete Personen entwickeln kann.⁶⁶

⁶⁶ Vgl. dazu Helmut Hansens Essay «Kultur ist Reichtum an Erregung» (<http://www.boag-online.de/sceptic-12014.html>)

Die so propagierte Erregungskultur ist das Schmiermittel, der Katalysator schlechthin, welcher den paradoxen Sieg, den Phyrus-Sieg der Arbeiterklasse erst ermöglicht.

Und über was darf sich ein Prolet im finalen Kapitalismus erregen? Über Abseits-Entscheidungen in einem Fußballspiel (liebevoll und immer wieder werden die <Fehlentscheidungen> eines <Mächtigen> im TV vorgeführt) oder über einen bestimmten Fußballtrainer (während einer Fußballübertragung im TV ist eine Kamera ausschließlich für das Gesicht eines von Entlassung bedrohten Trainers vorgesehen). Na ja, der Prolet erregt sich gerne über das, was er gerade wegen seiner Erregung lieber <weg> hätte. Und schlaue Politiker, die gerne den Westentaschenmachiavelli spielen, übernehmen genau diese Formulierung, um den politischen Gegner zu <bekämpfen>: Der muß dann <weg>. Ja, die Erregungskultur ist längst im verbliebenen <politischen> Diskurs angekommen.

Über was darf sich ein Prolet in unserer Merkatokratie noch erregen? Nun, etwa über Steuererhöhungen. Wenn eine Regierung dies tut, zeigt sie damit nur, daß es sich hier um charakterlich ganz schlechte Menschen handelt. Denn ein anständiger Mensch würde so was nicht tun, der würde sich auch bei den Steuern nach einer Tiefpreiskultur richten. Selbstverständlich reimt die größte Schmierlappenzeitung selbst in Zeiten schlimmster Staatsverschuldung das, was die Proleten hören wollen: *«Steuern runter, macht Deutschland munter.»* So einfach ist das, wenn das Denken ausgefallen ist.⁶⁷

Und wenn heute wieder 10.000 Leute entlassen werden, liegt das nicht am Kapital, nicht an der Wirtschaftsordnung, nicht am Markt, ja selbst wenn der Prolet gerade heute selbst entlassen wird, erregt er sich nicht über das Kapital oder die Globalisierung, oh nein, er erregt sich über – den Kanzler. Der ist schuld. Denn der Markt selbst kann – als strenger Gott – niemals schuld sein. Der Markt ist der Markt. Der würde wunderbar funktionieren, wenn nicht ständig Politiker an ihm rumfummeln würden. Und jetzt kommt etwas sehr peinliches. Sollte ein Prolet selbst einmal in die Lage kommen, Menschen (sagen wir, in einem kleinen Handwerksbetrieb) entlassen zu dürfen, so würde er die selben Argumente verwenden, wie die Leute, die ihn entlassen haben. Und: Er wird unerbittlich sein. Hammerhart. Perfektes System. So sind eben die Preise.

Die Kultur des Proleten ist eine Erregungskultur. Bedachtsamkeit? Abwägen? Unsinn: Die Sicherungen müssen laut durchknallen, das ist authentisch, denn dann setzt es was. Der Pöbel-Diskurs läßt sich täglich neu einüben in den einschlägigen Medien. Nicht nur, wenn die üblichen verdächtigen Fußball-Millionäre ihre Dürftigkeiten vorführen.

«Betrachten wir [...] die Ästhetik der Erregung, die Ästhetik des <kleinen Mannes auf der Straße>. Sie besteht aus einer mit Schadenfreude verbundenen völlig aggressiven Subjektivität, aus einer totalen und dem Prinzip der Übertreibung folgenden Exaggeration, aus einer unbedingten und gnadenlosen Einseitigkeit und Parteilichkeit, und aus einer Freude an der Eskalation und am Echauffement! Und die auf Groll, Haß und Neid bauende Ästhetik der Erregung hält sich an eine aggressive Abwertung des <Anderen>, an Hohn, Spott, Häme, Herabwürdigung, Erniedrigung, Beschimpfung, Beleidigung, Verachtung. Wir können auch sagen, die Ästhetik der Erregung des <kleinen Mannes auf der Straße> entspricht der Ästhetik und Mentalität eines Skinheads: Die eigene – gewalttätige – <Rotte>, das eigene <Rudel> ist im Recht, per sozialer Definition. Diese prähumane Ästhetik – und damit Ethik – nimmt überhand. Heute. Denn der Verwahrlosung des gesprochenen Wortes folgt die Verwahrlosung der Tat.»⁶⁸

⁶⁷ Max Goldt: «Diese Zeitung ist ein Organ der Niedertracht. Es ist falsch sie zu lesen.» (SZ-Magazin vom 28.6.2003)

⁶⁸ Siehe Helmut Hansens Essay <Kultur ist Reichtum an Erregung> (<http://www.boag-online.de/sceptic-12014.html>)

Wir können auch sagen, daß der Diskurs des Proleten geprägt ist von Ressentiments aller Art gegen jeden, der einen Gedanken hat oder schön sprechen kann, gegen alles Geistige, gegen alle ruhigen Lebensformen, gegen alles ‹Schöne›. Ohne suchen zu müssen finden wir Verrohung, Nivellierung und die systematische Abtreibung alles Geistigen. Warum hopsen Trainer oder Manager eines Fußballvereins während eines Spiels ohne jede Disziplin vor den TV-Kameras wie die Rumpelstilzchen herum und brüllen vom Spielfeldrand in das Geschehen hinein? Weil sie Proleten sind? Oder um gegenüber den proletischen Fans glaubwürdig zu erscheinen? Gute Frage. Die aber viel voraussetzt.

«Die visuellen Medien, die ‹einschlägigen› Zeitungen und einige politische Parteien haben seine Erregungsästhetik aufgesogen und übernommen, ja sie leben geradezu davon, sie prosperieren. Und sie tun ‹alles›, damit der ‹kleine Mann auf der Straße› erregt bleibt! Nur: Die Erregung führt zu nichts, sie soll und darf ja auch zu nichts führen. Es wird auch kein Ausweg aus der Erregung aufgezeigt, kein Ziel eines Bedachts entworfen, kein Gedanke an ein Nachher verschwendet. Denn die Medien in der Gesellschaft des Spektakels müssen den ‹kleinen Mann auf der Straße› erregen, aber nicht aufklären.»⁶⁹

Klar, daß der erregte Prolet oft auch *empört* ist, und daß Regionalzeitungen diese Empörung dankbar aufgreifen.⁷⁰ Auch in diesen Zeitungen wollen die Journalisten, daß die Leser sich selbst wiedererkennen, so wie sie eben sind. Die Leser sollen doch nicht belehrt oder gar ‹gebessert› werden. Die Möglichkeiten der Leser widerspiegeln und als Journalist selbst keine Haltung zeigen. So geht das.⁷¹

Der schon zweifach siegreiche Prolet darf also noch einmal siegen. Er darf sich erregen, er darf sich gar empören. Aber diese Erregung und diese Empörung sind nur leerer Solipsismus. Sie führen zu nichts. Auf keinen Fall führen sie zu Änderungen am gesellschaftlichen System. Das soll auch so sein. Handzahn ist der Prolet. Der tut nichts. Der will nur schimpfen.

6.2.4 Sieg, Sieg, Sieg!

Selbstverständlich wird die proletische Ästhetik ununterbrochen gefördert, um die ‹Klasse der Proleten› immer größer zu machen und sie so zu verblöden, daß sie ihre Lebensumstände nicht mehr wahr nimmt. Die überall anzutreffende proletische Ästhetik, insbesondere die Nacktheit von Frauen, erfreuen den Proleten und stimmen ihn heiter. Die Tiefpreiskultur stabilisiert mit ihren angeblichen Wahlmöglichkeiten zwischen billigen Produkten die Psyche des Proleten und Endverbrauchers. Und die immer stärker zunehmende Erregungskultur zeigt dem Proleten, daß seine Wallungen, welcher Art und mit welchem Ziel auch immer, auf jeden Fall berechtigt sind. Mammon und mammae. Und die erregten Kommentare dazu: ‹Wahnsinn! Echt super!›

Diese drei Betätigungsfelder, diese Räume, diese Käfige hat man dem Proleten also gelassen: Sich selbst betrachten zu dürfen, bei jedem Einkauf seine Schläue beweisen zu dürfen und sich über Variablen, die für das System der Merkatokratie irrelevant sind, erregen zu dürfen. Man läßt den Proleten gleich dreifach siegen, um ihn zu besiegen. Und der Prolet ahnt nicht einmal, was hier besiegt wurde.⁷² Indem man dem Proleten diesen dreifachen Sieg gerne überläßt, entfernt man ihn nicht nur von der Straße, sondern man kann ihn auch trefflich entpolitisieren und zum Abschied von jeder

⁶⁹ Siehe Helmut Hansens Essay ‹Kultur ist Reichtum an Erregung› (<http://www.boag-online.de/sceptic-12014.html>)

⁷⁰ Vgl. dazu Albertine Devilders kleinen Text ‹Falsche Empörung› (<http://www.boag-online.de/sceptic-12002.html>).

⁷¹ Vgl. dazu Henriette Orheims und Helmut Hansens Traktat ‹Abschied von jeder Haltung› (<http://www.boag-online.de/sceptic-11012.html>)

⁷² Vgl. dazu den kleinen Essay von Albertine Devilder: ‹Über das Besiegte› (<http://www.boag-online.de/sceptic-40002.html>)

Haltung bringen. Der Prolet wird seelisch und geistig ausgeplündert, indem man ihm scheinbar seine Wünsche erfüllt.

Dem Proleten wird der soziale Raum genommen, indem man ihm einen virtuellen sozialen Raum via TV oder Internet – gefüllt mit proletischer Ästhetik – überläßt. Der Prolet sieht sich selbst. Und die Illusion der Kontrolle über das gesamte Geschehen wird erzeugt durch – die Fernbedienung in seiner rechten Hand. Genial. Das TV kommt seiner Hauptaufgabe als Selbstreferenzunterbecher hier ganz herausragend nach und hilft bei dem großen Ziel, den Proleten durch Dauergedudel völlig von Prozessen der Selbstreferenz abzuhalten. Er darf nicht merken, was mit ihm geschieht. Und er merkt es nicht: *«Das vom Kapital evozierte und durch die Medien implantierte Bild eines gesunden Menschenverstandes legt die Laufwege der Massen so rigide fest, daß eine Auflehnung gegen dieses System den Menschen von heute nicht nur kaum vorstellbar ist, sondern als unreal, weltfremd und bedrohlich erscheint.»*⁷³

Der Prolet wird zum Chiliasten gemacht, der ein Tausendjähriges Reich des Kapitalismus erwarten soll, ein Paradies, in dem Milch und Honig fließen – zu immer weiter reduzierten Preisen natürlich. Der Kapitalismus wird aber nicht tausend Jahre währen. Das erste tausendjährige Reich in unserem Land scheiterte bereits nach 12 Jahren.

Der prosperitätsbesoffene Kapitalismus ist auf Krisen nicht eingestellt. Und er kann auf solche nur reagieren, durch ein «mehr desselben»: Noch mehr Entlassungen, noch höhere Gewinne für Unternehmen, noch höhere Gehälter für Manager, noch mehr Spektakel für die TV-Geleiteten! Und heute – auf dem Höhepunkt des ewig siegenden Kapitalismus – stehen White-Trash-Heloten in den USA mit ihren Wohnmobilen Abend für Abend auf den riesigen Parkplätzen der Supermärkte, um am Hintereingang die Waren kostenlos entgegennehmen zu dürfen, die das Haltbarkeitsdatum überschritten haben. Sie dürfen die Nacht über auch auf dem Parkplatz bleiben. Und der Supermarkt schmückt sich via TV mit dieser freiwilligen Geste der Versorgung des Elends. Ein tausendjähriges Reich?

Schlußfrage: Was macht der Prolet, wenn der Kapitalismus untergeht? Nachfragen: Was «kann» er dann noch? Was «kann» er dann noch wollen?

6.3 Entwertung der Werte

Vor 10 Jahren hofften wir, daß in der Postmoderne viele Definitionen von Wahrheit und viele Plausibilitäten und Perspektiven friedlich nebeneinander stehen würden. Was ist – im Hinblick darauf – von der Postmoderne übrig geblieben? Gibt es heute wirklich mehrere Sichtweisen auf unsere final-kapitalistische Kultur? Und falls ja, wo erklingen diese Stimmen, wo verschafft man ihnen Gehör? Und falls nein, wie schafft es das Kapital, die distrahierenden Nebenstimmen zum Verstummen zu bringen?

Nun, wie wir gesehen haben, hat das Kapital dem Proleten, dem Kleinbürger, dem «Normalbürger», dem Endverbraucher die Bühne populärer Ästhetik überlassen, es befriedigt täglich seine Unterhaltungswünsche, es bestärkt und hofiert ihn in seinem Geiz, und es bietet ihm im Rahmen spektakulärer Manipulationen täglich einen neuen inszenierten Erregungsanlaß. Somit ist der Endverbraucher kalmiert und dauerabgelenkt. Aber dies genügt selbstverständlich nicht, angesichts der Veränderungen, die die Globalisierung noch mit sich bringen wird. Da ist noch etwas beinahe Vergesse-

⁷³ Bethchen B. in «Remix 2002: Forced Choice – Das Geheimnis des Großen Bruders» (<http://www.boag-online.de/sceptic-12001.html>)

nes in den Köpfen der Endverbraucher, eine Ahnung, ein Erinnerungsrest aus der Romantik, eine Vorstellung von einer ethischen Ordnung, von Werten in dieser Welt, von etwas Höherem. Etwas «Höherem»? Vor nun 10 Jahren schrieben wir im Arbeitspapier Nr. 11 über die Postmoderne: «*Alles «Höhere» wie Anspruch, Moral, Sinn, Normen, Grenzen, Werte (z. B. Solidarität), Botschaften, politische Ziele, menschliche Ziele, Berücksichtigung von späteren Folgen etc. interessiert nicht mehr.*»⁷⁴ Da scheinen wir die Augen einer Seherin gehabt zu haben, wenn wir uns betrachten, wie in unserer heutigen Merkatokratie «Höheres» zerrupft wird. Und die Entwertung der Werte ist heute einer der bedeutsamsten Effekte, der von der Postmoderne übrig blieb. Hier ist es genau so geworden, wie wir es erwarteten.

Da so ein abstraktes Ding wie «Ethik» (ersatzweise auch «Moral» oder «Gerechtigkeit») gefährlich werden kann, wenn sich jemand darauf berufen sollte, geht es in der Merkatokratie ganz folgerichtig darum, Leute, die sich tatsächlich auf so etwas Unbestimmtes wie «Ethik», «Moral» oder «Gerechtigkeit» berufen – lächerlich zu machen. Die Merkatokratie kann nur dann – ganz ungestört – endgültig siegen, wenn es da keine moralischen Einwände mehr, wenn es keine anderen Götter neben ihr mehr gibt. Wie kriegen das die dem Kapital völlig ergebenen Medien – wie etwa FAZ oder FOCUS – hin?

Zum einen, in dem alles entwertet wird, was sich *nicht* in «konkreten», «objektiven» Zahlen des Marktes ausdrücken läßt (vgl. dazu das Kapitel 2.5). Wenn heute etwas nicht in Zahlen daherkommt, weiß der getunte Endverbraucher doch gleich, daß es sich mal wieder um ein überflüssiges Geschwätz von Alt-68ern oder «ideologisch fixierten» Soziologen handelt. Klar. Und das heute überall zu beobachtende Messungs- und Ranglistenfieber bestätigt nebenbei noch eine der zentralen Vorhersagen von Georg Simmel. Die im kopernikanischen Taumel befindliche, unüberschaubare Vielfalt qualitativer Sinnzusammenhänge und Weltbezüge wird zunehmend auf einige wenige ptolemäische, für alle verständliche quantitative Kenngrößen (Wirtschaftswachstum!) reduziert. Keine Woche ohne Politbarometer, keine Kriegsvorbereitung ohne Kostenkalkulation für die Volkswirtschaft, kein Smalltalk ohne die Rangliste der bevorzugten Urlaubsorte. Und der Aktienindex ist längst schon zur merkatokratischen Jakobsleiter geworden.

Und genau das bietet den so sehnlichst erwünschten Nebeneffekt: Qualitäten, Themen, Einstellungen und Werte, die sich nicht in Zahlen ausdrücken lassen, erscheinen merkatokratisch gesinnten Zeitgenossen – freundlich ausgedrückt – als absurd. Menschen, die sich auf irgendwas Ideelles beziehen und nicht auf Zahlen, sind – eigentlich keine Menschen. Zumindest passen sie nicht in die Zeit. Sie sind aus der Zeit herausgefallen, da sie nicht kapiert haben, um was es hier eigentlich geht. Also darf man sie schlagen, und muß sie besiegen. Deswegen ist ein Lieblingssport aller Merkatokraten das – Gutmenschen-Bashing. Menschen, die sich irgendwelcher werthaltiger Gedanken verdächtig machen, oder die gar die Einhaltung ethischer «Grundregeln» einklagen, dürfen nach Lust und Laune diffamiert werden – ja selbst von «Tugendterror» ist hier die Rede. Die Dauer-Verspottung der Gutmenschen, die sich für so einen Quatsch wie «Werte» einsetzen, die sich doch gar nicht ökonomisch auszahlen, hat Hochkonjunktur. Es macht aber auch zu große Freude, spinnerte Idealisten mit Breitseiten von konkreten Fakten der Lächerlichkeit preis zu geben. Nur ein Beispiel: «*Am Samstag, dem 22.03.2003 soll im ganzen Land gegen Pelz demonstriert werden, selbst wenn es kalt ist. [...] Ob das Ende des Pelzhandels dem Naturschutz dient, wird bezweifelt. Aber es geht ja nicht um Fakten, sondern um Liebe.*» Eine Glosse dieser Art kann eigentlich nur in der Zeitung erscheinen, die von denen gelesen wird, denen die Bundesrepublik gehört. Na? Welche könnte das sein? Richtig geraten. Es muß die FAZ oder ihr Sonntagsableger sein. Denn am Sonntag ist der Endver-

⁷⁴ Arbeitspapier Nr. 11, PDF-Version, Seite 6.

braucher gar weich gestimmt und bereit über höhere Dinge nachzudenken. Da muß das Kapital schon nachhelfen und den Kopf in die richtige Richtung drehen.⁷⁵

So können pflichtgeile und mit der Gabe des vorausseilenden Gehorsams gesegnete einfache Angestellte der merkatokratischen Medien heute sogar «Über das Elend des Moralismus» schwadronieren – zumindest solange, bis sie selbst aus sachlichen Gründen entlassen werden. Das Elend, das sie sehen, weil sie es sehen sollen, ist dieses: Moralisten, Pazifisten, Gutmenschen, «Wertebesessene» sind eben deswegen keine guten Menschen, weil sie in keine Marktlogik passen. Sie stören den Laden. Sie machen Ärger. Oder andersrum: Das, was die Gutmenschen wollen, läßt sich schlecht in eine Marktlogik übersetzen. Daran kann ja keiner verdienen. Und genau das ist das «Elend des Moralismus» Und, unter uns lieber Leser und liebe Leserin, eine Überschrift dieser Art kann eigentlich nur in der Zeitung erscheinen, die die Merkatokratie am dümmsten vertritt und auf alles einschlägt, was nach einem Gedanken aussieht. Na? Welche könnte das sein? Richtig geraten. Es muß die WELT oder ihr Sonntagsableger sein.⁷⁶

Das ist die eine Seite: Gutmenschen-Schelke. Das hilft schon sehr. Denn so werden abweichende Wahrheits- und Wirklichkeitsvorstellungen sehr effizient lächerlich gemacht und abgetrieben. Da ist aber noch eine andere Seite. Denn es gibt tatsächlich Leute, die die Merkatokratie oder gar den ganzen Kapitalismus unethisch finden. Die zum Beispiel fragen: Warum verdient ein Manager eines Unternehmens etwa hundert- bis vierhundertmal so viel wie ein Arbeiter desselben Unternehmens? Na so was. So eine Frage aber auch! Was ist da zu tun? Na, da richtet man flugs einen mit der Aura der «Unabhängigkeit» und «Objektivität» versehenen Lehrstuhl für «Wirtschaftsethik» ein, damit die jungen Studierenden Antworten bekommen, bevor sie Fragen stellen. Sollen wir mal einen «unabhängigen» und «objektiven» «Wirtschaftsethiker» zu Wort kommen lassen? Bitte schön. Der Münchener Wirtschaftsethiker Karl Homann sagt zu dem gerade skizzierten Thema des exorbitanten Gehaltsunterschiedes zwischen Herr und Gscherr: *«Ich kenne keinen einzigen Lehrsatz in der Ethik, aus dem sich eine Gehaltsobergrenze ableiten ließe.»*⁷⁷ Na also. Das dachten wir uns schon. Aber was heißt «in der Ethik»? Welche Ethik meint der Wirtschaftsethiker? Die eine?

Nur kurz, und am Rande: Wie wird man «Wirtschaftsethiker»? Wenn man behauptet, es «gebe eine ethische Rechtfertigung für das System Marktwirtschaft: *Also muß es auch dem Markt überlassen bleiben, das richtige Gehalt festzusetzen.»*⁷⁸ Na schön. Sagen wir es mal so: Das Kapital braucht nicht nur «Wirtschaftsweise», die die 12 Apostel spielen, sondern auch «Wirtschaftsethiker», die den Hofnarren geben.

Der Markt kann auf «Werte» verzichten, denn er ist der Wert an sich. Der Markt braucht keine «Moral», denn er selbst ist der Inbegriff des Moralischen. Der Markt braucht auch kein Gerede über «Gerechtigkeit», denn nichts ist gerechter als der Markt. Kurz, der Markt verlangt: Du sollst keine Götter haben neben mir. Amen.

6.4 Zur Eigenverantwortung der Ungleichheit

Der dreifach siegreiche postmoderne Endverbraucher sitzt, wenn er nicht mal eben was «holen» muß, allein zu Haus und zapft durch 30 «verschiedene» TV-Programme. In denen wird ihm erklärt, daß der Siegeszug des Gottes Markt unaufhaltsam ist – und daß für den Endsieg ein paar kleine Opfer zu bringen seien, auch von ihm persönlich. Was denkt der Endverbraucher über sich und die

⁷⁵ Die Glosse über die oben erwähnte Demonstration erschien in der Frankfurter Allgemeinen Sonntagszeitung vom 16.02.2003.

⁷⁶ Diese Überschrift erschien in der «Welt am Sonntag» vom 23.2.2003.

⁷⁷ Süddeutsche Zeitung vom 21. Mai 2003, Seite 2.

⁷⁸ Süddeutsche Zeitung vom 21. Mai 2003, Seite 2.

Welt? Weiß er, was auf ihn zukommt in den nächsten Jahren und Jahrzehnten? Geht es ihm gut, allein zu Haus?

Der spektakulistischen Erregungskultur, der Dauerablenkung, der Dauer-Analphabetisierung zum Trotz: Nein, vermutlich geht es ihm nicht gut. Denn die soziale und kulturelle Ausdifferenzierung der Gesellschaft stellt die althergebrachte Beziehung zwischen dem Individuum, der gesellschaftlichen Sozialstruktur und den regulativen Aufgaben der Politik grundsätzlich in Frage. Das postmoderne ›Ich‹ wird bei der Bewältigung seiner Lebensaufgaben immer öfter allein gelassen und auf sich selbst zurück geworfen. Und das spürt es.

So ist zum Beispiel der Angelpunkt der Überlegungen zur Reform der sozialen Sicherungssysteme die schlichte Frage, was kann den Menschen – aufgrund der kontinuierlich zunehmenden gesellschaftlichen Komplexität – zugemutet werden? Was muß ihnen zugemutet werden? Da sich nahezu alle politischen Parteien mit dem Begriff von der ›Eigenverantwortung‹ des Einzelnen ein zentrales politisches Gestaltungsinstrument für das dritte Jahrtausend auf die Fahnen geschrieben haben, wollen wir dieses Konzept in den Mittelpunkt unserer Überlegungen stellen.

6.4.1 Entsolidarisierung

Zwingende Voraussetzung für die ›Eigenverantwortung‹ der Lebensgestaltung als politisches Gestaltungsinstrument ist zuallererst eine auf Individualität gründende Identitätsform der Gesellschaftsmitglieder. Die Fundamentalideologie des Kapitalismus lautet daher: «Es kommt auf den Einzelnen an!» Daraus ist mittlerweile ein schrankenloser Individualismus geworden – und das soll so sein. Der Einzelne soll ausschließlich seine Eigeninteressen verfolgen, und alle Anreiz-, Bezahlungs- und Beförderungssysteme sind ganz folgerichtig so gestaltet, daß sie zum ›Besser-sein-als-die-anderen‹ anhalten.

Schon Simmel hatte diesen Weg vorgezeichnet: Die Atomisierung der Persönlichkeit, gepaart mit der kontinuierlichen Entfernung der Menschen aus den miteinander geteilten Lebensumständen, waren für ihn eine unmittelbare Konsequenz der modernen Gesellschaft und ihrer Geldwirtschaft.⁷⁹ Als Folge der Individualisierung sehen sich die einzelnen Mitglieder der Gesellschaft immer weniger als integrale Bestandteile von Gruppen, Kollektiven oder Solidargemeinschaften. Ein Kollektivbewußtsein über gemeinsame und geteilte gesellschaftliche Verhältnisse kann sich auf dieser Basis nicht mehr ausbilden. Solidarität zwischen den Menschen wird mit fortschreitender Individualisierung der vereinzelteten Ichs immer unwahrscheinlicher (vgl. Kapitel 4.3). Ohne Entsolidarisierung gibt es keine so dringend gewünschte Implementierung der ›Eigenverantwortung‹: Das Kapital hat viel mehr Möglichkeiten, wenn es Vereinzelteten gegenüber steht statt organisierten Gruppen.

Den Bessergestellten in den Verteilungskonflikten um immer knapper werdende Ressourcen ist diese Entsolidarisierung der Schlechtergestellten natürlich herzlich willkommen. Das bis auf die Ebene vereinzelter Personen getragene ›divide et impera‹ schwächt die Ausgleichsbestrebungen der schlechtergestellten Mehrheit bis zu dem Punkt, wo jegliches solidarische Handeln absurd wirkt. Am Endpunkt der modernen Vereinzeltung kann dann heute ein konservativ und christlich gesinnter Politiker im Dienste der Bessergestellten einer kollektiven Interessengemeinschaft wie den Gewerkschaften jegliche Legitimation absprechen, als übergeordnete Institution die Arbeiterschaft zu vertreten: Der CDU-Politiker Friedrich Merz meint, die Gewerkschaften verträten nicht einmal 25% der Arbeitnehmer: «Damit entfällt für mich jede Legitimation, für alle Beschäftigten in Deutschland

⁷⁹ Vgl. Simmel, G. (1995): *Die Großstädte und das Geistesleben*. In: Aufsätze und Abhandlungen 1901-1907, Bd. I. Frankfurt a. Main.

zu sprechen, geschweige denn für den Sozialstaat.» Merz ist daher zu einer radikalen ‹Trockenlegung› der Gewerkschaften bereit, die er als ‹Sumpf› sieht: «Wenn man einen Sumpf austrocknen will, darf man nicht die Frösche fragen.»⁸⁰

Neben der Entwertung aller Werte und der Lächerlichmachung von ‹Gutmenschen› ist die Entsolidarisierung und Vereinzelung der Gesellschaftsinsassen eines der wichtigsten Ziele der Merkatokraten. In der Zukunft, in unserer Zukunft, wird es keine solidarisch organisierten Systeme wie Krankenkassen oder Sozialkassen mehr geben. Schließlich muß jeder selbst am besten wissen, wie er in seinem Leben zurecht kommt und gegen welche Risiken er sich absichert.

6.4.2 Kapitulation der Politik

Aufgrund der aus der Ausdifferenzierung folgenden Entstandardisierung der individuellen Lebensformen sieht sich der Staat immer weniger in der Lage, die soziale Absicherung für die ganze Gesellschaft zu organisieren. Exemplarisch soll hier nur auf die Lebensstandardsicherung im Alter verwiesen werden. Die Einführung eines demographischen Faktors in die Rentenformel verdeutlicht zwei wesentliche Aspekte: Dem Staat gelingt es offenbar nicht mehr, über bevölkerungspolitische Maßnahmen die demographische Entwicklung sinnvoll zu beeinflussen. Folglich wird das demographische Verhältnis von Beitragszahlern und Leistungsempfängern aus der Rentenkasse als quasi naturgegebener Zustand jenseits der politischen Verantwortung in die Rentenformel aufgenommen. Dieses Vorgehen ist ein gesellschaftspolitisches Paradebeispiel für die im Kapitel 2.2.2 beschriebene Sloterdijksche ptolemäische Abrüstung: Die kopernikanische Mobilisierung der Lebensformen hat die Komplexität der gesellschaftlichen Verhältnisse über den politischen Einflußbereich hinaus getrieben. Der Politik bleibt so nur der Rückgriff auf die einfältigste aller Lösungen, um ihr Versagen zu verschleiern: Die Erfindung eines demographischen Faktors im Sinne einer anthropologischen Konstante jenseits des Bereichs politischer Verantwortung. Viele Wahrheiten, viele Möglichkeiten gibt es für die happy few, die sich selbst viele Wahrheiten und viele Möglichkeiten dadurch einräumen, daß sie sich den sozialen Zurichtungen entziehen, wo eben es möglich ist.

Mit dem vereinzelt Individuum als der neuen Einheit für politische Gestaltungsprozesse und der ‹Eigenverantwortung› als Leitbild wünschen sich merkatokratisch gesinnte Zeitgenossen ein ‹Modell des Selbstmanagements der Lebensrisiken›, ohne ‹eine Dramatisierung ungleicher Zustände›. Da ‹Werte› wie ‹Gerechtigkeit› einem albernen, zurückgewandten und deswegen mit Recht längst überholten ‹Moralismus› zugeschlagen werden, sollte sich auch die Sozialpolitik von einem Wohlfahrtsgedanken verabschieden – mal ehrlich: ‹Wohlfahrt›, wie das schon klingt – und darauf beschränken, temporär die Entwicklung individueller Ressourcen zu stützen, um den Einzelnen zu befähigen, «die seinen Fähigkeiten gemäße gesellschaftliche Position einzunehmen.»⁸¹

Der Zweck einer solchen Argumentation ist es natürlich, zunächst die faktisch gegebenen ungleichen sozialen Zustände zu verschleiern und aus der politischen Diskussion zu nehmen. Sind soziale Ungleichgewichte einmal durch die Markt- und Wettbewerbslogik legitimiert, ist damit auch der Staat heraus aus der Verantwortung für die Existenz eben dieser ungleichen Verhältnisse. Individuelle Fähigkeiten als Voraussetzung für eine angemessene gesellschaftliche Position müssen nach merkatokratischer Lesart – in die vereinzelt Person verlagert – rein anlagebedingt sein, denn die Marktideologie garantiert ja die gleichen Chancen für alle. Allein der Glaube an angeborene Fähigkeiten und ein darauf gründendes Kasten- bzw. Positionsdenken legitimieren die Befürwortung ei-

⁸⁰ WAZ vom 1.3.2003.

⁸¹ Vgl. dazu den Artikel von Dieter Rulff mit dem für dieses Medium typischen zynischen Titel: «Hoch die Solidarität!» in der Frankfurter Allgemeinen Sonntagszeitung vom 23.02. 2003. Der Autor ruft hier die SPD dazu auf, sich von der sozialen Gerechtigkeit als Konstante ihrer Politik zu verabschieden.

nes Selbstmanagements der Lebensrisiken, ohne weitere Verantwortung des Staates für den allgemeinen Zustand der Gesellschaft.

Uns erscheint so insgesamt die Verlagerung der Verantwortung für die soziale Absicherung von der sozialpolitischen Ebene auf das vereinzelte Mitglied der Gesellschaft kaum als ein sinnvolles politisches Gestaltungsinstrument. Viel eher sieht es so aus, als würde die Politik vor der Komplexität der Gesellschaft am Ende der Moderne kapitulieren, da die pluralistischen Verhältnisse mit traditionellen Standardlösungen nicht mehr zu bewältigen sind. Das Allheilmittel ‹Eigenverantwortung› ist kaum mehr als eine der Hintertüren, durch die sich die Sozialpolitik aus der Verantwortung stehlen will, weil sie nicht mehr in der Lage ist, für eine hochkomplexe Gesellschaft die Gleichheit der Lebenschancen für alle Mitglieder zu garantieren.

Nur, damit wir nicht falsch verstanden werden: Natürlich würde uns die Idee der ‹Eigenverantwortung› gefallen, wenn sie denn in einem entsprechenden gesellschaftlichen Nährboden wurzeln könnte. Diesen Nährboden stellt die derzeitige deutsche Sozialstruktur aber weder zur Verfügung, noch wird er durch aktuelle merkatokratische Reformbewegungen geschaffen.

Die wichtigste Voraussetzung für eine sinnvolle Verlagerung der Verantwortung für die persönlichen Lebensverhältnisse von der politischen Ebene auf das vereinzelte Individuum wäre zunächst einmal eine Gleichheit der Lebenschancen, die in unserer sozial, kulturell und vor allem ökonomisch ausdifferenzierten kapitalistischen Gesellschaft nicht gegeben ist. Die Marktsteuerung und der merkatokratische Wettbewerb werden diese Ungleichheiten noch verschärfen, da die Marktlogik zwar vorspiegelt, alle hätten die gleichen Chancen. Dabei verschleiert das Wettbewerbsprinzip aber, daß die Ungleichheit der sozialen Lagen notwendigerweise dazu führt, daß nicht alle, die am Wettbewerb teilnehmen, am gleichen Punkt und mit den gleichen Möglichkeiten starten. Und da bei gleicher Leistung immer die gewinnen, die mit einem Vorsprung ins Rennen gehen, kann in einer Gesellschaft mit ungleich verteilten Mitteln niemals die gleiche Leistung zum gleichen Ergebnis führen.

‹Eigenverantwortung› bedeutet auf dieser Basis nichts anderes als die Verteidigung des eigenen Reichtums oder die Verwaltung des eigenen Elends mit den eigenen Mitteln. Wobei Reichtum und Elend gleichbedeutend mit den einer Person zur Verfügung stehenden Mitteln sind, versteht sich. ‹Eigenverantwortung› allein klingt gut und herzergreifend. Solange sie aber in ungleichen gesellschaftlichen Verhältnissen vereinzelt Individuen mit ungleich verteilten Mitteln aufgebürdet wird, ist sie nichts als ein merkatokratisches Instrument zur weiteren Zuspitzung sozialer Ungleichgewichte. Und wie dieses Instrument stetig kalibriert und angewendet wird, zeigen wir im folgenden Abschnitt.

6.5 Die Angstkultur der Postmoderne

Lieber Leser, liebe Leserin, von unseren Erwartungen an die Postmoderne, von unseren großen Hoffnungen, ist nicht viel übrig geblieben. Denn die Postmoderne hat sich in den letzten zehn Jahren zu einer verlängerten und verschärften Moderne entwickelt. Wir werden zwar aufgefordert, die ‹Möglichkeiten zu entdecken›, doch der Möglichkeitsraum, der uns hier angeboten wird, ist winzig. Er definiert sich allein über den Dämon, der alle Diskurse beherrscht, und natürlich auch die Diskurse über die Zukunft der sozialen Systeme und die Zukunft der Arbeit. Der postmoderne zyklische Blick fixiert – und übersieht dabei alles andere – nur noch eines: Den Preis. Und der Preis, den die Angehörigen unserer Kultur dafür zahlen müssen, ist hoch: Angst.

Ein Paradox im Erleben der Angst ist folgendes: Angst ist ein Lebensgefühl, das mit Verzweiflung verknüpft ist. Ihr Kennzeichen ist die Aufhebung der willensmäßigen und verstandesmäßigen «Steuerung» der Persönlichkeit. Der Mensch will nicht erleben, daß er sich selbst nicht steuern kann; er vermeidet die Angst. Allerdings kann gerade im Erleben der Angst deutlich werden, daß mensch auch frei ist, nicht nur determiniert. Denn mit dem Entgleiten in die Angst drängt das Nichts heran, durch das hindurch erst das eigene Sein als etwas anderes, unterscheidbares erkannt wird. Mit anderen Worten: Wenn der hampelnde und zappende Postmodernist die Angsterfahrung macht, könnte er begreifen, was das Nichts ist und sich fragen, was demgegenüber sein Leben eigentlich ausmacht. Das schöne englische Wort «apprehension» umfaßt übersetzt genau beides: Besorgnis und Befürchtung, aber auch ein Begreifen und Erfassen.

In der Angst erfährt der Mensch, daß er weder durch äußere noch durch innere Gründe determiniert ist; er erfährt das Nichts. Er könnte dann begreifen, daß er sich in unbedingter Freiheit selbst zu determinieren hat. Und wenn er dies nicht selber macht, übernehmen das andere für ihn, z.B. die Medien, die besten Freunde der Merkatokratie.

6.5.1 Das Wörterbuch der Merkatokratie

Wie «alte» Werte wie Solidarität und Gerechtigkeit als zopfiger «Moralismus» oder gar als «Tugendterror» denunziert werden, haben wir weiter oben schon geschildert. In diesem Absatz wollen wir zeigen, wie heute die Merkatokraten, die «Arbeitgeber» und die mit ihnen verbündeten Politiker, die Leute also, die etwas unternehmen, die «handeln», die «was tun», die «Herausforderungen» annehmen und fürstlichen Lohn dafür verlangen, es mit Hilfe ihrer Medien schaffen, daß postmoderne «Arbeitnehmer» alle von ihnen vorgeschriebenen Laufwege einhalten – bis hin zur Selbstausbeutung. Und wie schaffen sie das? Durch die Definition des jeweils aktuellen Wörterbuches. Um es den guten alten Situationisten, die nun schon vor mehr als 30 Jahren den «Herren des Wörterbuchs» größtmöglichen Widerstand entgegengesetzt haben, nachzutun, werden wir uns im folgenden mit diesem Wörterbuch beschäftigen, es an einigen Stellen aufschlagen.

Wer sind die Herren des Wörterbuchs⁸², wer definiert es? Die Dreieinigkeit von Industrieinteressen, Medien und Marketing: «*Großkonzerne besitzen die nötigen Mittel, um die Medien zu beeinflussen und die politische Willensbildung nach ihren Vorstellungen zu gestalten, und sie machen davon Gebrauch.*»⁸³ Wer einen Überblick bekommen will, welche Zeitungen heute täglich kritiklos das Wörterbuch abdrucken, der lese die WELT, die FAZ oder FOCUS. Es gibt sogar Agenten des Kapitalismus, die sehr teure Seminare anbieten, in denen sie als Moderator nichts weiter tun, als einzelne Sprüche aus dem Wörterbuch vorzulesen.⁸⁴

Und wozu ist dieses Wörterbuch da, wozu wird es gebraucht? Zur Herstellung der «*notwendigen Illusion*», die eine triste Wirklichkeit als vernünftig, wohlwollend und notwendig, gar notwendigerweise wünschenswert erscheinen läßt.»⁸⁵ Das Wörterbuch soll also die Menschen der Jetztzeit in

⁸² «Worte (...) sind von der magischen Macht durchdrungen, die repressive Wirklichkeit aufrechtzuerhalten, sie zu maskieren und als Wahrheit zu präsentieren, als die einzig mögliche Wahrheit. [...] Es kommt daher wesentlich darauf an, daß wir unsere eigene Sprache erfinden, die Sprache des wirklichen Lebens, gegen die ideologische Sprache der Macht (...).» Das Wörterbuch und seine Herren beschreibt Mustapha Khayati in: *Die gefesselten Worte (Einleitung für ein situationistisches Wörterbuch)*. Erstmalig erschienen in der Situationistischen Internationalen Nr. 10, 1966. Aktuell zu finden in: Der Beginn einer Epoche. Texte der Situationisten. Hamburg: Edition Nautilus.

⁸³ Chomsky, Noam (1999): *Profit over people. Neoliberalism and global order.*– New York: SSP.

⁸⁴ Es gibt zum Beispiel einen Herrn «Höller», der seine Fangemeinde mit Aphorismen wie diesem unterhält: «Armut ist arm an Mut».

⁸⁵ Chomsky, Noam (1999), a.a.O.

Trance versetzen, sie unbeweglich, ja gleichgültig machen. Ganz intuitiv sollen sie ein Einsehen haben, daß es jenseits der Merkatokratie keine ‹vernünftige› und lebbare Alternative gibt.

Ivan Nagel erträgt die tägliche Konstruktion einer ‹notwendigen Illusion› nicht so gut und fragt mit einem wunderschönen moralischen Alt-68er-Unterton: ‹Wie viel Desinformation des Volkes trägt eine Demokratie, ohne daß die Volks-Herrschaft daran, blind und lahm, zugrundegeht?›⁸⁶ Wir fragen: Wie soll der dreifach siegreiche Endverbraucher Information und Desinformation unterscheiden lernen, wenn er immer nur auf das Preisschild schießt?

Schauen wir uns einige wenige Einträge im Wörterbuch der Merkatokratie an. Wir beginnen mit dem unverfänglichen Wortpaar von den beiden, die die Arbeit geben oder nehmen. Ivan Nagel schreibt dazu: ‹Wer seine Arbeit hergibt, heißt bei uns ‹Arbeitnehmer› – wer sie nimmt, ‹Arbeitgeber›. Mir klang das Begriffspaar immer nach der Adenauer-Zeit: Man schuf damals neue Worthüllen, um in ihnen die alten Klassenkämpfe zu begraben. Doch die Ur-Lüge stammt (wie unsere besten Lügen und Wahrheiten) aus dem 19. Jahrhundert. Sie entstand nach dem Weberaufstand von 1844 und wurde in Bismarcks Sozialgesetze übernommen. Einer jener beiden, die man bei uns nicht zitieren darf, schrieb 1873: ‹Mit Recht würden die Franzosen den Ökonomen für verrückt halten, der den Kapitalisten *donneur de travail*, den Arbeiter *receveur de travail* nennen wollte.› Und weiter: ‹Der Unternehmer stellte die Arbeit als seine gnädige Gabe hin; der Arbeiter nahm das Geschenk dankend entgegen, wissend, daß seine Arbeit ihm nicht gehört – weshalb das Schenken jederzeit eingestellt werden konnte.›⁸⁷

Diese Trennung zwischen einem gnädigen Spender und einem demütigen Empfänger gilt bis heute, sie ist fest verankert im Wirtschaftsdiskurs, ja sie ist zu Stein geworden: In der Zeche ‹Zollern› in Dortmund etwa, heute natürlich ein ‹Industriemuseum› (wir erinnern an Kapitel 5.2), ist die Halle, in der die Verwaltung untergebracht war und wo die Lohngelder ausgezahlt wurden, tatsächlich einer Kirche mit Zwiebeltürmchen und großen Fenstern nachempfunden: Der Spender in göttlichem Rang. Hoch oben an der Decke prangen Sprüche wie ‹Arbeit ist des Bürgers Zier›, und die Lohnausgabestelle selbst wurde in dieser Halle extra so niedrig angelegt, daß sich die Arbeitnehmer beim Empfang ihres Lohnes vor demjenigen, der ihnen nicht nur Arbeit, sondern auch einen Lohn dafür gab, beugen, also verbeugen mußten: Der Empfänger in keinem Rang, aber in Demut.⁸⁸

Weitere Einträge im aktuellen neoliberalen Wörterbuch der Merkatokratie sind ‹Anreiz für mehr Wachstum›, gemeint damit ist die Kürzung der Arbeitslosenhilfe; ‹Flexibilisierung des Arbeitsmarktes›, gemeint damit ist die Aufhebung von Kündigungsschutzvorschriften mit dem Ziel, mit Leuten nach dem Prinzip des ‹hire and fire› umgehen zu dürfen; Beendigung der ‹Vormundschaft des Staates›, gemeint damit ist, daß sich der Staat nicht mehr um das Wohlergehen seiner Bürger zu kümmern habe; ‹Arbeitsunwillige›, gemeint sind damit Leute, die keine Arbeit finden; ‹Leistungskürzung für Arbeitsunwillige›, gemeint damit ist die Absenkung sozialer Leistungen unter das Existenzminimum für Leute, die keine Arbeit finden; ‹Umbau› des Sozialsystems, gemeint damit ist ein Abbau sozialer Leistungen; ‹Differenzierung der Lohnstrukturen›, gemeint damit ist die Einführung von Niedriglöhnen, die nicht zum Lebensunterhalt ausreichen; ‹Reform›, gemeint damit ist Sozialabbau und Disziplinierung, also eine Verschlechterung der Lebensverhältnisse sehr vieler Menschen und eine Verbesserung der Lebensverhältnisse weniger Menschen in unserer Gesellschaft; ‹soziale Schieflage›, gemeint ist damit, daß es ‹Arbeitnehmern› zu gut und ‹Arbeitgebern›

⁸⁶ Ivan Nagels Essay in der Süddeutschen Zeitung vom 30.05.2003 trägt den Titel: *Abwärts in der Doppelhelix – Zum Stand der Diskussionen um die Agenda und ihre Begrifflichkeit – Das Falschwörterbuch der Sozialreformen.*

⁸⁷ Ivan Nagel in der Süddeutschen Zeitung vom 30.05.2003

⁸⁸ Nur nebenbei: Dies ist selbstverständlich kein Scherz, dies wird wörtlich genau so während einer Führung dort erzählt.

zu schlecht geht und daß Arme nicht wirklich arm sind; und mit der oben schon erwähnten «Eigenverantwortung» ist schlicht die Belastung der Armen in jeder nur denkbaren Hinsicht gemeint (Lohnfortzahlung im Krankheitsfall, Zahnersatz etc. etc.): «*«Eigenverantwortung» meint in kruderer Sprache: Der Arbeitnehmer muß künftig allein bezahlen, was bisher zur Hälfte vom Arbeitgeber eingezahlt und später vom Staat wieder ausgezahlt worden ist.»*⁸⁹

Mit dem Wörterbuch der Merkatokratie suggerieren die rhetorisch versierten Vertreter des Neoliberalismus, sie würden mit ihrer Politik für die Wohlhabenden allen anderen – den Armen und gar noch der Umwelt – einen Riesengefallen erweisen. Und die brutale Durchsetzung dieses Wörterbuches, das Festklopfen neoliberaler Begriffe, kurz die Reifikation der Kampfbegriffe im täglichen Mediengeschrei – funktioniert. Gut. Paradox ist nur, daß das Wörterbuch, das in seinem Wahrheitsanspruch für alle Gutwilligen ja Eutonie und ein Paradies auf Erden verspricht, gleichzeitig Angst erzeugt. Ja, es wird Angst erzeugt und gleichzeitig immer gesagt: «Seid ohne Furcht!».

Ein Beispiel: Wenn der «Arbeitgeberpräsident» Dieter Hundt von seiner Arbeitgeber-Kanzel verkündet, in Zukunft sollten sich doch zwei Jugendliche eine Ausbildungsstelle teilen,⁹⁰ sieht jeder auf das Wörterbuch der Merkatokratie geeichte und gedrillte Kulturinsasse sofort ein, daß das eine «sinnvolle» wirtschaftliche Überlegung ist: Es gibt ein Überangebot an Lehrlingen, daher sinkt deren Preis. Klar. Was ein Lehrling an Arbeitskraft anzubieten hat, ist heute halt nur noch die Hälfte wert. So sind nun mal die Gesetze des Marktes. Das ist logisch. Gleichzeitig kann sich selbst ein völlig analphabetisierter Lehrling ausrechnen, daß er in Zukunft nur noch den halben Lehrlingslohn in der Tasche hat. Er «weiß»: Im Sinne der von allen erzählten Marktgesetze ist das richtig, aber er «spürt» auch, daß da ein Opfer bleibt. Die Zustimmung zu den Plänen des «Arbeitgeberpräsidenten» erscheint zum einen also evident und unentbehrlich. Zum anderen aber, gleichzeitig, ist da das Gefühl, daß irgendetwas nicht stimmt. Der dreifach siegreiche Prolet ahnt es, er kann es nur nicht ausdrücken, weil man ihm mit Hilfe des Wörterbuches die Sprache genommen hat, in der er sein Unbehagen artikulieren könnte. Also schimpft er in seiner Angst – auf den Kanzler.

Nur ganz nebenbei: Wer bei den Einlassungen des «Arbeitgeberpräsidenten» Dieter Hundt zur Lösung der «angespannten Lage» auf dem Lehrstellenmarkt einwenden sollte, daß es nun nicht um ein Überangebot an Äpfeln und Birnen gehe, sondern um junge Leute, der zeigt nur, daß er von den natürlichen Gesetzen des Marktes nichts verstanden hat und im «Elend des Moralismus» versinkt. Alles klar?

Viele Stichworte und Einträge im Wörterbuch der Merkatokratie befassen sich immer wieder mit der Behauptung, daß der Kapitalismus ganz «natürlich» zum Menschen passe. «*Das Natürlichkeitstheorem des Kapitalismus bringt auch eine Menge Geschichten hervor der Art, daß jeder seines Glückes Schmied sei, da für jeden prinzipiell alle Möglichkeiten offen stünden, daß also jeder es schaffen könne, reich zu werden. Wohlgemerkt, die Betonung liegt auf dem Wort Geld: Jeder hat seine Chance im Leben (falls er nicht zu spät kommt) ganz viel Geld zu verdienen, nicht etwas zu werden, das heißt, sich zu bilden oder zur Vollkommenheit zu entwickeln.»*⁹¹

Fassen wir zusammen: Der Zweck des Wörterbuches der Merkatokratie ist die Verschleierung der Schachzüge des Kapitals. Unbedingt erforderliche und aus Sachzwängen «naturgleich» hervorquellende «Maßnahmen» werden in ein sprachliches Gewand gekleidet, das die Machtlosen glauben machen soll, das Kapital würde in ihrem Interesse handeln – oder die Machtlosen selbst würden gar

⁸⁹ Ivan Nagel in der Süddeutschen Zeitung vom 30.05.2003.

⁹⁰ WAZ, vom 7.6.2003.

⁹¹ Arbeitspapier Nr.3, PDF-Version, Seite 18.

aus freien Stücken im Dienste des Kapitals handeln. Aber ein Rest bleibt, etwas Unbestimmbares, Dräuendes, eine Ahnung: Angst.

Das Wörterbuch der Merkatokratie soll also den Machtlosen die Angst nehmen. Gleichzeitig wird in äußerst raffinierter Weise Angst erzeugt – etwa durch die tägliche Kundgabe (betriebsbedingter Entlassungen) und den monatlich gefeierten Fasten-Gottesdienst zur Veröffentlichung der aktuellen (Arbeitslosenzahlen). Selbstverständlich wird zur Verringerung dieser erzeugten Angst ausschließlich das Instrumentarium angeboten, das im Wörterbuch der Merkatokratie dekliniert wird. So schließt sich der Kreis. Und der postmoderne Endverbraucher muß mit diesem Angstzirkel leben. Die Merkatokratie, das finale kapitalistische System siegt – denn wer Angst auslöst, hat Macht und behält sie. Laßt uns also den Herren des Wörterbuchs ein anderes Sprechen entgegenstellen! Dazu mehr im 7. Kapitel.

6.5.2 Kapitaldarwinismus

Auf dem Schachbrett des Kapitalismus repräsentiert die Freiheit des Einzelnen – und damit das Ideal eines selbstverantwortlichen und handlungsfähigen Menschen – das Heer Bauern, das zum Schutze der monetären Sicherheit geopfert wird. Wie wir oben gesehen haben, ist Angst dabei das entscheidende Movens: Die Angst, kein Geld mehr zu haben, und damit am Ende mit (leeren Taschen dazustehen) und die Garantie zu verlieren, in der Merkatokratie mitspielen zu dürfen. Das bedeutet auch: Aus Angst vor Arbeitslosigkeit lassen sich Menschen ausbeuten⁹² und von der (invisible hand) des Marktes leiten – und merken es meist nicht. Die Wirtschaft steckt riesige Vermögen in Kampagnen, um die Kulturinsassen davon zu überzeugen, daß diese Welt die beste aller möglichen ist. Die Agenten des Kapitalismus filtern der Menge ein, es gäbe keine Alternative zum Status Quo, die Menschheit habe ihren höchsten Stand erreicht. Ferngesteuert? Matrix? Reloaded?

Juan Moreno spricht in einem Essay über die «Thirtysomethings», die in den 80er Jahren des vorigen Jahrhunderts Schüler und Schülerinnen waren: *«Der Pragmatismus, das tiefe Verständnis für die Idee der Konkurrenz, sorgt dafür, daß sie es hinnehmen und akzeptieren, wie es ist. Den Schülern aus den Achtzigern ist Wettkampf, Unfairneß, egoistisches Verhalten nicht fremd. Damit sind sie groß geworden. Jeder von uns sorgt sich sozusagen um seinen Scheiß. Darum sind wir auch recht ruhig.»*⁹³

Wer regt sich schon auf, wenn versucht wird, den Arbeitslosen selber die Schuld für ihre Arbeitslosigkeit zu geben? Wer regt sich auf, wenn die Mittel für Arbeitslose beschnitten werden? Gott, der Traum von der Vollbeschäftigung ist halt wegen (struktureller Probleme) vorbei. Und trotzdem schaffen es die Merkatokraten, die Illusion aufrechtzuerhalten, als sei der Arbeitslose an seinem Los selber schuld. Nur nebenbei: Der Begriff von der 2/3-Gesellschaft ist fast verschwunden. Vielleicht weil seinen BenutzerInnen schwant, daß das eine optimistische Vorstellung ist?

Auch auf der Makro-Ebene gilt die Dominanzkultur der Merkatokratie. Es gibt keinen merkatokratischen Pluralismus: Die Industriestaaten haben eine Disziplinierungsfunktion gegenüber den Entwicklungsländern. Im Globalisierungsdiskurs herrscht offensichtlich ein «One-size-fits-all-Denken». Aber es gibt keine Patentrezepte; wirtschaftliche und gesellschaftliche Prozesse verlaufen in jedem Land anders und sehr komplex ab. Notwenig wäre ein Pluralismus von wirtschaftlichen Mo-

⁹² Siehe dazu die drei Essays unter der Überschrift (Neue Spielregeln der Ausbeutung) im Skepsis-Reservat: Henriette Orheims (Surfen und Sich-Selbst-Ausbeuten) (<http://www.boag-online.de/sceptic-12003-01.html>), Benjamin Erhards (Ich verlasse mich da ganz auf Sie!) über Verantwortung im Postfordismus (<http://www.boag-online.de/sceptic-12003-02.html>) und Helmut Hansens und Bethchen B.s (Die Neue Arbeitsorganisation und ihr Individuum) (<http://www.boag-online.de/sceptic-12003-03.html>).

⁹³ Juan Moreno: Danke der Nachfrage. Süddeutsche Zeitung, Wochenende, Seite IV, 7./8.Juni 2003.

dellen und eigenen Entwicklungswegen für die ärmeren Länder, um globale Gerechtigkeit herzustellen.⁹⁴

Nun, zurück auf die Mikro-Ebene: Wir haben im Rahmen einer Wirklichkeitsprüfung einmal zugehört, was Mitspieler der Merkatokratie, hier sogenannte ‹Besserverdienende›, von sich und ihrer Rolle im Wirtschaftsgeschehen erzählen. Auffallend oft können die Skripte mit Angst in Verbindung gebracht werden: Angst, den Job oder Sicherheiten zu verlieren; oder auch Angst, nicht gut genug zu sein, und daher dann froh darüber zu sein, daß man mehr Verantwortung für weniger Geld erhält. Aus Angst wird auch die Lebenszeit monetisiert, wird ein Kampf um Kapazitäten ausgetragen, es geht um viel, es geht um alles, es geht um Geld. Die Wirkmechanismen der Merkatokratie funktionieren. Ihre Gesetze sind nicht nur im Wörterbuch der Merkatokratie aufgeführt, sie sind in den Köpfen der ‹Marktteilnehmer›. Hier ein paar ausgewählte Originalzitate, Skripte und Argumentationsfiguren:

- «Natürlich arbeite ich 60 Stunden die Woche und mache die Wochenenden platt. Dafür bin ich aber für 4 Monate Projektleiter. Die Chance kommt nicht wieder.» (Kommunikationsdesigner nach dem Studium).
- «Natürlich arbeite ich 12 Stunden am Tag. Dafür sind aber meine Wochenenden frei!» Kurze Pause. «Und überhaupt: es ist besser auf dieser Seite zu stehen als auf der der Arbeitslosen.» (Unternehmensberater im persönlichen Gespräch an einem Sonntag)
- «Ich weiß gar nicht mehr, wann ich mich das letzte Mal so richtig gut gefühlt habe.» Pause. «Ach doch, ich weiß wieder: als wir damals im Park spontan Fußball gespielt haben, Mann, da schien die Sonne und wir hatten ein paar Stunden Zeit. Weißt du das noch?» (Ein Unternehmensberater am Frankfurter Flughafen beim Kurz-Lunch zwischen zwei Flügen. Der besagte Tag war während des gemeinsamen Studiums und liegt etwa drei Jahre zurück).
- «Auch wenn es wenige Wahrheiten gibt. Eine ist definitiv: Armut ist Scheiße.» (Managementtrainer im persönlichen Gespräch).

Hier weitere Schmankerl aus Projektsitzungen, die z.T. bis tief in die Nacht gingen:

- «Busineß ist eben kein Picknick!»
- «Ist die Wirtschaft zu stark, bist du zu schwach.» Eine Antwort auf letzteres Skript: «Das einzige, was an mir stark ist, ist meine Kaufkraft.»
- Es gibt ein Skript-Revival unter Freunden: «Beim Geld hört die Freundschaft auf!»

Und es gibt sogenannte Selbst-Verbalisations-Skripte, um sein eigenes Gewissen zu beruhigen:

- «Ich fahre zwar ein dickes Auto, bin aber gegen den Kapitalismus und habe auch den anarchistischen Bankier von Pessoa gelesen.»
- «Natürlich ist das alles nicht richtig. Aber ich kann es nicht ändern. Und eine Alternative gibt es eben nicht. Wir leben doch sehr gut hier!»
- «Es ist ja nicht so, daß ich mich über meinen Benz so freue. Das System verlangt das eben, daß ich in meiner Position so was durch die Gegend zeige.»

Diese kleine Wirklichkeitsprüfung, dieser Überblick an Sagbarkeiten verdeutlicht, daß die Angst, selbst Opfer zu werden, das Denken beherrscht. Erlernte Hilflosigkeit macht sich breit, man findet sich ab mit der ‹Situation› und sieht keine Alternativen. Jeder versucht, seine eigene Haut zu retten und spricht nur noch im Privaten über kapitalistische Ausbeutung und soziale Mißstände. Die Enttäuschung, wenn keine Arbeit da ist, bezieht mensch, wie in der Merkatokratie erwünscht, auf sich: «Ich habe es nicht geschafft. Ich bin kein guter Schmied meines Glückes.» Und mit bösen Blicken werden die beäugt, die den Arbeitsplatz haben, den man selbst gerne hätte. Ja, bei denen, die noch

⁹⁴ Vgl. dazu: Amartya, Sen (2002): *Ökonomie für den Menschen. Wege zur Gerechtigkeit und Solidarität in der Marktwirtschaft*. – München: dtv

arbeiten <dürfen>, ist eine ziemliche Angst, es eines Tages nicht mehr zu schaffen und im Job und in der Konstruktion der eigenen Person zu scheitern.

«Nie zuvor hat der unternehmerische Diskurs so oft von Vertrauen, Zusammenarbeit, Verlässlichkeit, von Unternehmenskultur gesprochen wie in einer Zeit, in der das kurzfristige Einvernehmen einer jeden Arbeitskraft durch die Austilgung aller Sicherheiten erreicht wird [...]. Ein Einvernehmen, das nicht anders als zwiespältig sein kann, weil Unsicherheit, Entlassungsangst, downsizing, Arbeitslosigkeit vor allem Furcht, Enttäuschung und Anpasserei hervorbringen.»⁹⁵

7. Finale

«Ohne Hoffnung und ohne Verzweiflung.»
(Tania Blixen, Raymond Carver, Heiner Müller)

Soweit unsere fragmentarische Kartierung des Zeitgeistes 10 Jahre nach unseren anno 1993 gewagten positiven Ausblicken auf die weitere Entwicklung der Postmoderne. Ihr Horizont sieht heute nicht mehr ganz so rosig aus. Die trüben Farben und Stimmungen unserer Betrachtungen raunen von einer kraftlosen postmodernen Sonne, deren Strahlen unmittelbar nach ihrem – von allen Seiten mit Pauken und Trompeten begrüßten – Aufgang schon wieder nahezu erloschen sind. Wenn wir die Schlußfolgerung aus den Betrachtungen und Überlegungen der vorangegangenen Kapitel ziehen, bleibt uns – angesichts der Sakralisierung des «Marktes» – nichts anderes übrig, als zu konstatieren, daß sich auf gesellschaftlicher wie kultureller Ebene kaum eine der positiven Seiten der Postmoderne wirklich entfaltet. Und wenn sie sich trotz aller Widerstände doch entwickeln konnten, dann erzeugten sie auf ihrem Vormarsch unvorhergesehene Kollateralschäden: Der kopernikanische Möglichkeitentaumel leitete einen allgemeinen Rückzug in die ptolemäische Kleingeistigkeit ein. Dieser im vorigen Kapitel beschriebene Sieg einer spezifischen Ästhetik und eines allgemeinen Stils hinterließ nahezu bedeutungslose Inhalte. Pluralismus und Wahrheitsvielfalt führten in die Belieblichkeitseinfalt. Und die Abkehr vom Glauben an Persönlichkeiten mit einem Wesenskern gearb zuallererst ein um Markenabzeichen organisiertes Marionettentheater billiger Flickenteppichemanen. Das war's dann wohl mit den positiven Seiten der Postmoderne.

Trotzdem wollen wir zum Abschluß dieses Arbeitspapiers eine Wendung ins Positive vollziehen. Oder vielmehr einen dreifachen Salto mit doppelter Schraube. Denn nie hatten die abendländischen Menschen mehr Möglichkeiten und Freiräume als heute. Es gilt nur, so meinen wir, diese klüger und einsichtiger zu nutzen. Dazu bedarf es aus unserer Sicht zunächst eines Ebenenwechsels. Wir erklären hiermit das positive postmoderne Programm auf gesellschaftlicher Ebene für gescheitert und beendet. Aber nur, um es auf individueller Ebene erneut und immer wieder zu neuem Leben zu erwecken. Oder anders: Die von uns erhofften positiven Tendenzen der Postmoderne sind zwar «in vivo» kaum zu sehen, aber wir können sie dennoch suchen und in eigenen sozialen Räumen ausformen und gestalten. Von nun an ist es die zentrale Aufgabe jedes einzelnen Menschen, «im Auge» des pluralistischen und spektakulistischen Möglichkeitensturmes eigene Laufwege, eigene Räume, Freiräume, Schutzräume und «Ruhezonen» zu schaffen, auf daß die postmoderne Vielfalt lebbar werde.

Und dazu gilt es zunächst einmal, dem irrsinnigen kopernikanischen Durcheinander Einhalt zu gebieten, um die Welt wieder ein wenig überschaubarer zu machen. Wie das genau gehen soll, wissen wir naturgemäß auch nicht, aber deswegen in Depressionen fallen? Nein. So wollen wir allen Lesern und Leserinnen, die uns bis hier hin gefolgt sind, zum Abschluß einige Anregungen geben, wie sich dieses Leben – allen Widerständen zum Trotz – leben läßt. Was sagten wir am Ende des Kapi-

⁹⁵ Pierre Bourdieu (1999), a.a.O. S. 135.

tels 6.5.1: Laßt uns den Herren des Wörterbuchs ein anderes Sprechen entgegenstellen! Denn Sprache schafft Wirklichkeit. Immer.

7.1 Erste Hilfe

*«Ein einzelner Mensch kann einer Zeit nicht helfen oder sie retten,
er kann nur ausdrücken, daß sie untergeht.»
(Søren Kierkegaard)*

Fangen wir ganz «oben» an, auf der Makroebene, der Pólis: Die Staatsform der Demokratie ist einmal von klugen Menschen erfunden worden, die davon überzeugt waren, Menschen wären dazu befähigt, ihre kollektiven und individuellen Angelegenheiten selbst zu regeln. Wir wollen nicht die schwierigen Fragen beantworten, ob Menschen dazu wirklich in der Lage sind und ob sie daran überhaupt ein Interesse haben, wir möchten statt dessen lieber darauf verweisen, daß das Kapital es nicht zuläßt, daß die Menschen sich in ihrer Pólis um ihre Angelegenheiten kümmern können. Denn das Kapital tut buchstäblich alles, damit die Institution der «Demokratie» zu einem gesellschaftlichen Kontrollmechanismus zum Schutze reicher Minderheiten verkommt.⁹⁶ Die wesentlichen Geschehnisse unseres Gemeinwesens werden von einer Oligarchie, ja einer Plutokratie bestimmt, aber es gibt keine «Herrschaft des Volkes». Verlangen die Herren des «Wörterbuches der Merkatokratie» zum Beispiel irgendwelche Opfer zugunsten des Molochs «Markt», eilen eilfertige Politiker flugs herbei und nehmen die Herausforderung an, diese unabweisbaren Forderungen bei den Beherrschten durchzusetzen. Und gibt es in einer Pólis erste Anzeichen von Pauperismus und erste behutsame Erwägungen, wie diesem abzuhelpen sei, so tun eben diese Politiker dies als «Neid-Debatte» ab. Das pluralistische und partizipatorische Ideal einer demokratischen Politik wurde auf dem Altar des Marktes geopfert: Merkatokratie. Was ist zu tun? Wo naht Hilfe?

Nun, der erste Schritt könnte darin bestehen, genau diese Überlegungen zu äußern, immer wieder,⁹⁷ und sich dadurch der Akklamation und Affirmation zu enthalten. Und dies bringt ganz zwangsläufig mit sich, den Kalfaktoren in den Medien des finalen Kapitalismus voll zu mißtrauen, immer wieder. Eigentlich ist es nur ein kleiner Gedanke, aber er führt in eine große geistige Unabhängigkeit: Wir sehen oder erfahren in den Medien nicht, was geschieht, sondern nur, was «man» uns zeigt. Und Medien in der Merkatokratie haben nicht die Aufgabe, uns klüger zu machen, sondern dümmer. Und genau diese Aufgabe erfüllen die jetzigen Medien fast perfekt.⁹⁸

Eine «Erste Hilfe» können wir uns also selbst gewähren, in dem wir aus dem von einer Gesellschaft des Spektakels konstruierten Konsens, wie ein «normales» Leben als Endverbraucher in einer Merkatokratie zu führen sei, auszubrechen und auszusteigen versuchen und uns fortan weder an einer Erregungs-, Tiefpreis- und Ichkultur beteiligen, noch dem vom Kapital ausgegebenen Gebot, was denn Ästhetik sei, folgen. Kurz: Unsere Aufgabe ist es, uns einer Außenleitung und den damit verbundenen überaus engen Laufwegen eines innerhalb der Merkatokratie beklatschten Lebens zu entziehen.

Aber wo anfangen? Nun, lieber Leser und liebe Leserin, falls Sie nicht selbst darauf kommen: Naheliegend und äußerst Erfolg versprechend als «Erste Hilfe» ist es, zunächst einmal den «Dämon Geld» seiner Macht über uns zu berauben und uns dem Dauerdiskurs über Geld zu entziehen. Monika Maron sieht das ganz ähnlich. Sie sagt, *«daß mich das Maß, in dem das öffentliche Gespräch vom Geld bestimmt wird, zuerst verwundert, später belästigt hat, und daß ich die Selbstverständ-*

⁹⁶ Chomsky (1999), a.a.O., S. 134. Vgl dazu auch Moore, Michael (2001): *Stupid white men. Eine Abrechnung mit dem Amerika unter Georg W. Bush.* – München: Piper.

⁹⁷ Und lesen Sie Bücher, in denen diese Überlegungen umkreist werden! Etwa: Horst Kurnitzky (1994): *Der heilige Markt.* – Frankfurt am Main: Suhrkamp.

⁹⁸ Lesen Sie dazu zum Beispiel: Jürgen Wertheimer & Peter V. Zima (Hrsg.) (2001): *Strategien der Verdummung. Infantilisierung in der Fun-Gesellschaft.* München: C.H. Beck.

lichkeit, mit der von mir erwartet wird, daß auch ich mich ständig mit Geld beschäftige – mit günstigen Angeboten, günstigen Versicherungen, günstiger Altersvorsorge, günstigen Fahrpreisen, günstiger Steuerklasse, günstigem Sonstwas – als Zumutung empfinde.»⁹⁹ So ist es. Warum muten wir uns das zu? Warum lassen wir unsere Lebensbewegungen von Preisen diktieren? Es gibt Wichtigeres, als «reduzierte» Preise und die Jagd nach Schnäppchen. Suchen wir es! Und der zweite Schritt dieser selbst applizierten «Ersten Hilfe» drängt sich nach all dem, was wir in diesem Papier über die Medien gesagt haben, von selbst auf: Verzichten Sie nicht nur auf das Einschalten Ihres TV-Gerätes, sondern verschenken Sie es. Sofort!

Für die «happy few» existieren auch in unserer zugespitzten und so vieles absorbierenden Merkatokratie viele Wahrheiten und Möglichkeiten, weil sie sich selbst eben viele Wahrheiten und Möglichkeiten dadurch einräumen, daß sie sich den massiven, ja oft brutalen sozialen Zurichtungen – wo eben es möglich ist – entziehen.

7.2 Positiver Pluralismus

«Das Leben geht weiter.» Als es erlaubt ist.»
(Karl Kraus)¹⁰⁰

Die Geschichte der Postmoderne ist nicht nur eine Geschichte des Zerfalls. Immer wenn Traditionen zerbrechen, eröffnen sich auch neue Lebensperspektiven: «Endlich können mehr Subjekte neue Wege gehen, können ausbrechen aus einengenden Familienstrukturen und bornierten Nachbarschaften.»¹⁰¹ Ja, es gibt ganz zweifellos größere Handlungsspielräume und individuelle Freiheiten in den Bereichen der Beziehungsgestaltung, des Sexuellen und des Denkens. Auch Emanzipation ist möglich, wie nie. Wir sind heute konfrontiert mit einer ganz unerhörten persönlichen Freiheit. Aber um diesen Pluralismus positiv leben zu können, müssen einige Klippen umschifft werden.

Ein Problem liegt in folgender Gratwanderung: Es besteht die Gefahr, daß das «bevölkerte Selbst»¹⁰² den Überblick verliert oder wie ein Automat auf alle Anforderungen reagiert. Denn nach wie vor suchen Menschen nach einem «sense of coherence»,¹⁰³ suchen «eine brauchbare Geschichte, die sich der Regisseur des eigenen Lebensentwurfes einredet, damit seine Person nicht auseinanderfällt.»¹⁰⁴ In Zeiten, in denen in einem Dauerrausch der Ereignisse ein Event dem nächsten folgt, verlieren sehr viele Menschen ihre Konstruktionskompetenz für ihre Personenperson. Sie werden – wie erwünscht – zu Abziehbildern der Events selbst, zu Flickenteppichen vorgefertigter Event- und damit Personenideen.

Ein anderes Problem ergibt sich daraus, daß sich fast alle von uns in das merkatokratische Geschehen selbst einordnen müssen, um ihren Lebensunterhalt zu verdienen – und dies erweist sich für Nachdenkliche oder Wissende als sehr schwierig. Fragen wie «Welcher Job paßt zu mir?» oder «Welche Geschichte über mich erzähle ich mir und anderen?» müssen hier immer wieder beantwortet werden, will man in den Zeiten seines Berufslebens nicht «scheitern». Auch die Selbstpräsentation als leistungsfähiger und immer heiterer «Arbeitnehmer» kostet viel psychische Kraft.

⁹⁹ Süddeutsche Zeitung vom 14./15. Juni 2003.

¹⁰⁰ Karl Kraus (1988): *Aphorismen (Sprüche und Widersprüche – Pro domo et mundo – Nachts)*. Frankfurt am Main: Suhrkamp. Seite 435.

¹⁰¹ Kersting, H.J. (1994): *Identitätsbildung und Berufsprofile in der Jugendarbeit*. In: W. Klüsche (Hrsg.). *Professionelle Identitäten in der Sozialarbeit/Sozialpädagogik*. Mönchengladbach: Hochschule Niederrhein. Seite 36.

¹⁰² Gergen, K. J. (1991): *The Saturated Self. Dilemmas of Identity in Contemporary Life*. Basic Books.

¹⁰³ Antonovsky, A. (1987): *Unraveling the mystery of health*. San Francisco: Jossey-Bass.

¹⁰⁴ Kersting, a.a.O., Seite 37.

Die anal-retentive Fixierung auf den Dämon Geld und die dadurch entstandene inhaltliche und gedankliche Leere unserer Kultur des <Marktes> sollte uns nicht verzweifeln lassen, denn gerade sie kann uns Hoffnung und positive Assoziationen schenken. Denn diese Leere läßt viel Raum, und es sind viele Menschen da, die diesen Raum – jenseits aller Spektakel – füllen möchten und können. Selbstverständlich ist die herrschende Marktkultur wie ein Sog, der alles anzieht, was kommerziell ausschlagbar sein könnte. Doch die Macher des Marktes versuchen eher an «Eigenräumen» und Subkulturen zu verdienen und diese Gegenkulturen auf ihre Seite zu ziehen, anstatt sie effektiv platt zu machen. Es lassen sich auch heute mit guten Gedanken oder guter Musik Räume besetzen, in denen man geistig, ästhetisch und intellektuell überleben kann. Das «Skepsis-Reservat» der «Bochumer Arbeitsgruppe für Sozialen Konstruktivismus» ist dafür nur ein Beispiel am Rande.

Verloren ist also noch lange nichts. Denn «Postmoderne» bedeutet heute ja nicht nur «verlängerte Moderne», «finaler Kapitalismus» und «Merkatokratie», sondern eben auch Pluralismus. Positiv. Wer den pluralistischen Reichtum genießen will, braucht allerdings Schutz gegen Resignation und die Energie, diese Räume aufrechtzuerhalten und zu gestalten, kurz, was er benötigt, was er unbedingt suchen und finden sollte, ist ...

7.3 Ein Garten der Befreudeten

*«[Es] werden sich strengere Formen der Abweichung
und der Unterbrechung als nötig erweisen;
man wird sich daran erinnern, daß in verschwätzten Zeiten,
in Zeiten der sprachlichen Machtlosigkeit,
die Sprache neuer Schutzzonen bedarf;
und wär's allein im Garten der Befreudeten,
wo noch etwas Überlieferbares gedeiht, hortus conclusus.»
(Botho Strauß)¹⁰⁵*

Als Folge der im 6. Kapitel beschriebenen Entsolidarisierung, der Entwertung aller Werte und der permanent propagierten Überhöhung der <Eigenverantwortung> ist zu Beginn dieses Jahrtausends ein starkes Denken und Handeln in Konkurrenzen unter den Menschen. Wie das geht? Wie das aussieht? Wie der «Einzelne» da vorgeht? «Ganz sachlich-kühl, berechnend, an Eigeninteressen orientiert, ohne Gefühlsduselei oder Moral.»¹⁰⁶ Die kühl an Eigeninteressen orientierten Konkurrierenden stellen sich dem allseits verkündeten <Wettbewerb> und der Auslese der Überangepaßtesten, also der <Stärksten>. Und diese Konkurrenz zwischen den Menschen als Einzelwettbewerber – nicht nur am Stellenmarkt – fördert wiederum die besinnungslose Individualisierung: «Darum fühlen sich die Menschen gezwungen, dieser Konkurrenz zu begegnen, indem sie sich als etwas Besonderes und etwas Einmaliges darstellen.»¹⁰⁷ Und dies führt nun letzten Endes – in einem circulus vitiosus – zu einer heute weit verbreiteten egozentrischen Form des Individualismus, ja zu einem Narzißmus: «So viel <Ich> war nie».¹⁰⁸

Miteinander konkurrierende Narzißten, die wie in einer Variante des «Prisoner-Dilemma-Games» nur auf sich selbst schauen, lassen sich – im Perpetuum mobile der Merkatokratie – von <Arbeitgebern> wunderbar gegeneinander ausspielen und untereinander austauschen: «Ganz sachlich-kühl, berechnend, an Eigeninteressen orientiert, ohne Gefühlsduselei oder Moral.» Dschungelkrieg? Je-

¹⁰⁵ Dieses Zitat ist dem Essay «Anschwellender Bocksgesang» entnommen, der im Spiegel Nr. 6/1993 erschien. Botho Strauß sagt weiter: «Das Paradiesgärtlein - hortus conclusus - ist ein kleiner umfriedeter Garten, ein abgeschlossenes Naturbild gegenüber der bedrohlichen Welt und unbeherrschten Natur, die dem spätmittelalterlichen Menschen so unwirtlich und beängstigend vorkam, daß er ihr einen kleinen poetischen Gegenentwurf entgegenhält. Die neuerwachsene Naturwahrnehmung Anfang des 15. Jahrhunderts braucht das Bild und ist gepaart mit dem Wissen und der Phantasie, in jeder der Pflanzen sinnbildliche Verkörperungen von Tugenden mit ihrer Schönheit der Anschauung gleichzusetzen.»

¹⁰⁶ Andrea Seibel, in der – das war zu erwarten – WELT vom 24.12.2002, dem »Heiligen Abend«.

¹⁰⁷ Kersting, H.J. a.a.O., Seite 40.

¹⁰⁸ Vgl. den gleichnamigen Essay von Henriette Orheim unter <http://www.boag-online.de/sceptic-12008.html>.

der gegen jeden? Könnte sein: «*Nach dem Sieg der Ideologie des Konsums leben wir jetzt in einem Zeitalter des kapitalistischen Triumphalismus, in dem das eigensüchtige Handeln in einem bisher ungeahnten Ausmaß den meisten Leuten völlig akzeptabel, selbstverständlich und vernünftig erscheint.*»¹⁰⁹

Wie schön wäre es, wenn die Menschen in der Postmoderne mutig eigenständige Lebensentwürfe entwickelten oder Lebensformen fänden, anstatt vorgefertigte und an der Welt des Geldes ausgerichtete Lebensmodelle zu reproduzieren. Wie schön wäre es, wenn sie sich eine Identität schaffen könnten, die sie aus dem gnadenlosen Wettbewerb entließe und die sie – jenseits der Entwertung aller Werte – annehmen und bejahen könnten! Aber genau zu diesem Behufe ist eine soziale Folie, auf der man sich seine Identität konstruieren und mit Hilfe derer man diese täglich beleuchten und besprechen kann, überaus wichtig. Und eine solche Folie liefert eine Subkultur, ein Garten der Befreudeten. Nur in einem solchen Garten, in dem eine bestimmte Lebensform geteilt, unterstützt und mit Begriffen und Texten angereichert wird, nur in solch einer «beschützenden» Werkstatt, die immer gewährt und immer einräumt, lassen sich eigenständige Lebens- und Weltentwürfe erfinden, die dann im täglichen Diskurs ihr eigenes Gewicht erhalten.

Die «happy few» finden sich in verschiedenen Gärten der Befreudeten und sie wissen, daß sie dieser Gärten, dieser Refugien, dieser autonomen Zonen,¹¹⁰ dieser Inseln ohne «Ich-Gier» bedürfen. Denn ein «richtiges» Leben im «falschen» zu führen, bedarf übermenschlicher Anstrengungen, wenn mensch sich auf sich allein gestellt sieht.

7.4 Gelassenheit und Mäßigung

*«When the mind is burdened, the whole world seems small;
when the mind is clear of burdens, even one's bed seems large.»*
(Hsing-yün)

Die Gier nach materiellen Gütern, die Gier nach immer mehr, nach einem neuen Automobil, einer Eigentumswohnung oder einem gerade angesagten technizistischen Schnickschnack ist eine sehr niedrige Entwicklungsstufe,¹¹¹ auf der wir Menschen leben können. Das mag für viele Leute überraschend erscheinen, da sie sich ein Leben jenseits immer neuer Konsumwünsche gar nicht vorstellen können. Hsing-yün sagt: «*Manche Menschen betonen das materielle Leben übermäßig. Im glühenden Eifer weltlicher Ziele gefangen, verlieren sie sich leicht selbst.*»¹¹²

Hand aufs Herz, lieber Leser und liebe Leserin, wie viele Mitmenschen kennen sie, die sich Jahre, ja Jahrzehnte lang äußerst verschulden, nur um ein neues Automobil oder ein Reihenhaus ihr «eigen» nennen zu dürfen? Und die deswegen die schönsten und wichtigsten Jahre ihrer Ontogenese in selbst verschuldeter materieller Armut leben, oder, wie sie es selbst nennen, sich halt für eine gewisse Zeit «einschränken» müssen? Sie sind dem merkatokratischen «common sense» auf den Leim gegangen, ja sie sind ganz bildlich geleimt und auf ihren Konsumwünschen festgeklebt worden.

Statt der Dauerwerbung zu vertrauen, daß nur Konsum uns glücklich macht und nur das Einkaufen ein wirkliches Erlebnis ist, könnten wir in unserem Leben auf ganz andere Sprachfiguren bauen. Statt täglich sich von der «schlimmsten Lichtquelle der Welt»¹¹³ beleuchten und erregen zu lassen

¹⁰⁹ Susan Sontag in der Süddeutschen Zeitung vom 18./19. Juni 2003, S. 13.

¹¹⁰ Hakim Bey (1991): *T.A.Z. – The Temporary Autonomous Zone, Ontological Anarchy, Poetic Terrorism.* – New York: Autonomedia.

¹¹¹ Und «*auf dieser Stufe entwickelt sich der Mensch oft zum geizigen, großtuerischen, selbstsüchtigen, verantwortungslosen und unfreundlichen Wesen.*» Hsing-yün (1990): *Die grundlegenden Vorstellungen des Humanistischen Buddhismus.* – Fo-guang-shan-Tempel: Taiwan.

¹¹² Hsing-yün, a.a.O.

¹¹³ Vgl. dazu den gleichnamigen Essay von Artus P. Feldmann im Skepsis-Reservat unter <http://www.boag-online.de/sceptic-12007.html>.

und mit einem schalen Geschmack im Mund ins Bett zu gehen, könnten wir in unserem Leben anderem Tür und Tor öffnen: Zum Beispiel dem Nachdenken, dem Geist, der Literatur, der Musik, der Kunst, dem Diskurs. Und plötzlich kann uns die so weit verbreitete Konsum- und Erregungskultur nichts mehr anhaben. Wir sind unberührbar geworden, Gleichmut, Güte, Mitleid und Mitfreude bestimmten unser Dasein, ja wir kultivierten in unserer Lebenspraxis, wenn es um Materielles geht, eine bewußte Anorexie, und, wenn es um das Zusammenleben mit anderen Menschen geht, eine Gebefreudigkeit, liebevolle Reden, Wohlwollen und Kooperation. Und die Früchte dieses Lebens, welches der Merkatokratie erlegenen postmodernen Einzelkämpfern nur lächerlich erscheinen kann, wären dann Weisheit, Harmonie mit sich selbst und anderen, Zufriedenheit und, vor allem anderen, Gelassenheit.

Der Frühling hat seine Blumen, und der Herbst hat seinen hellen Vollmond. Der Sommer hat seine kühlen Winde, der Winter hat seinen Schnee. Solange man nicht in weltlichen Sorgen gefangen ist, kann man jede Jahreszeit lieben. Es geht also nicht darum, sich der Welt oder Teilen von ihr zu bemächtigen, wenn man die Welt doch in seinem Geist besitzen kann.

«Wenn ihr denkt, *⟨Ich⟩* atme, ist dieses *⟨Ich⟩* ein Zusatz. Es gibt niemanden, der *⟨Ich⟩* sagen könnte. Was wir *⟨Ich⟩* nennen, ist nur eine Schwingtür, die sich bewegt, wenn wir einatmen und ausatmen.»¹¹⁴ Bis postmoderne, westliche Menschen dahin kommen, auch nur annähernd zu verstehen, was damit gemeint sein könnte, und wie wir unser kapitalistisch-gieriges *⟨Ich⟩* aufzulösen lernen könnten, braucht es lange Jahre. Wer noch nicht auf dem Weg ist, sollte jetzt losgehen.¹¹⁵

7.5 Eigenbewegung

« ... denn nur das Ding lebt, das Bewegung aus seinem Eigenen empfängt.»
(Meister Eckehart)¹¹⁶

Lieber Leser, liebe Leserin, was wir Ihnen in den vorhergehenden Abschnitten dieses Kapitels in erster Linie angeboten haben, waren Vorschläge, sich dem spektakulären Taumel des Zeitgeistes zu entziehen und etwas zu wagen, was wir *«Eigenbewegung»* nennen. *«Meister Eckehart, in seiner gelassenen Schlichtheit, brachte es auf den uralten Imperativ ‹Stirb und Werde!›: Zunächst müssen wir uns von den Fesseln befreien, mit denen uns die Welt der Erscheinungen, die wir heute das Spektakel nennen, an sich bindet, um dann den Weg zum Wesentlichen anzutreten. ‹Sterben› hieße also in einem ersten Schritt, das Spektakel in sich zum Verklingen zu bringen, um einen Ort zu schaffen, an dem sich eigene Bewegung überhaupt erst entwickeln kann. An diesem Ort müssen wir in einem nächsten Schritt lernen, uns aus dem Schlamassel herauszuziehen, in den wir hineingeworfen sind. Und, dies ist das paradoxe Element der Erfindung von Eigenbewegung, wenn wir wie der gute alte Baron Münchhausen beginnen, uns an den eigenen Haaren selbst aus der Falle zu ziehen, haben wir die Eigenbewegung bereits erfunden, sie ist plötzlich da und wir müssen nur lernen, ihrer kleinen eigenbewegten Drift gegen die großen fremdbestimmten Strömungen zu folgen. ‹Werden› wäre demnach die Erfindung und Speisung des kleinen eigenbewegten Rinnals, bis wir auf seinen Wassern sicher auf den Wogen des Spektakels schippern können. [...] Den Weg, und damit die Eigenbewegung muß natürlich jede für sich alleine, und immer wieder neu erfinden.»¹¹⁷*

Diese Aufgabe ist also alles andere als neu. Zu allen Zeiten hat jeder Mensch, der aufmerksam versuchte, sich zum Leben, dem Sein oder dem Lebendig-Sein in Beziehung zu setzen, fast notwendi-

¹¹⁴ Suzuki, Shunryu (2002): *Zen-Geist, Anfänger-Geist*. Berlin: Theseus.

¹¹⁵ Auf diesem Weg könnte Sie der Bochumer Bericht Nr. 2 begleiten: *Zen und Konstruktivismus. Zur konstruktivistischen Prozeß-Erfahrung und zur Satori-Erfahrung im Zen*. (<http://www.boag-online.papers-bb02.html>)

¹¹⁶ Meister Eckehart (1978): *Deutsche Predigten und Traktate*. Herausgegeben und übersetzt von Josef Quint. München: Carl Hanser Verlag. Seite 40.

¹¹⁷ Edna Lemgo: *Et vice versa ad infinitum? Das Rätsel meines Lieblingspalindroms*. Erschienen im Skepsis-Reservat unter <http://www.boag-online.de/sceptic-40003.html>.

gerweise irgendwann den Punkt erreicht, an dem er die jeweilige sozial-konstruierte «Realität» als ein Gestrüpp aus uneigentlichen, ja gar fremden Vorstellungen erlebte, welche den Blick auf Wichtigeres verstellten. Neu ist heute vermutlich nur der Schwierigkeitsgrad dieser Aufgabe. Was für unser Leben wichtig ist oder wichtig werden könnte, verschwindet fern am virtuellen Horizont hinter Repräsentationen von Repräsentationen von Repräsentationen. Und wahrscheinlich war es nie zuvor ähnlich schwierig, die Welt in sich zum Verklingen zu bringen, wie in unserer von medialen Realitäten und den durch sie hergestellten «notwendigen Illusionen» beherrschten Gegenwart (vgl. Kap. 6.5.1).

Deshalb haben wir Menschen gesucht, die, in der Merkatokratie lebend, ihr Lebensglück doch fern von ihr gestalten und die so unserer Vorstellung von einem «eigenbewegten» Leben ziemlich nahe kommen. Diese Menschen, diese «happy few», haben wir befragt, wie sie es schaffen, in der Postmoderne – als zugespitzter Moderne – zu leben. Und sie haben uns geantwortet.¹¹⁸ So erfreut wir darüber sind, daß Menschen sich Rezepte schaffen, wie dieses Leben zu leben sei, erdreisten wir uns nicht, hier nun weitere konkrete Anleitungen zu geben. Aber die Richtung des Weges könnten wir weisen. Denn fast alle Menschen meinen, sie würden glücklich, wenn sie ihr Leben so einrichteten, wie andere es ihnen nahelegen. Und heute heißt das, sich mit Gütern zu umgeben, auf seinem «Ich» zu beharren und ansonsten so zu tun, als wäre nichts. Diese Menschen merken nicht, daß ihr «Ich» von vielen Stimmen bevölkert ist, die ihnen nicht gut tun, ja, die ihnen schaden. Und in einem verzweifelt-narzißtischen Ruck geben sie von außen oktroyierte Lebensziele als die eigenen aus.

Wir denken, daß ein lebbares und «eigenbewegtes» Leben mit der Einsicht beginnt, daß wir hier und jetzt in einer Merkatokratie leben und daß wir in dieser bestimmte Rollen zu übernehmen haben, solange wir unseren Lebensunterhalt verdienen müssen. Hierbei läßt sich unser Konzept von der Personenperson sehr gut nutzen. Wenn es denn eben wirklich sein muß, dann spielen wir auch diejenige, die sich einpaßt. Aber es lassen sich auch sehr viele Kontexte und Situationen vermeiden (Betriebsfeste, Familienfeiern), die einem aufgrund der dort gezeigten menschlichen Umgangsformen nur Magenschmerzen bereiten. Wir können und dürfen auch Kontexte im Nachhinein verlassen, die uns nicht gut tun. Zumindest brauchen wir uns sehr oft nicht an den in der Merkatokratie üblichen Diskursen zu beteiligen. Und der sozial-konstruktivistische Grundgedanke, daß Menschen gelegentlich eben aus verschiedenen sozialen Räumen stammen, verschiedene Wahrheiten vertreten und deswegen anders leben, als uns das gefällt, hilft uns, andere Lebenswelten zu tolerieren. Aber wir müssen doch nicht mitmachen. Denn sehr viele Menschen sind blind, viele schlafen, und nur wenige sind aufmerksam. Das werden wir im Großen und Ganzen nicht ändern können. Aber manchmal eben doch. Und diese Gelegenheiten sollten wir ergreifen. Denn nur wenn wir die Veränderung zum Besseren für unmöglich halten, wird es sie nicht geben.

7.6 Ausblick

«Ich denke, daß der Kapitalismus ein paar geheimnisvolle Eigenschaften hat, die dazu beitragen, daß die Menschen ihn auch dann noch anbeten, wenn er ihnen eigentlich ständig Unheil zufügt. A-

¹¹⁸ Sich über einfache Dinge freuen; träumen; sich aus der Gesellschaft des Spektakels ausklinken; sich über Fußball ärgern; mit Tieren leben; Ästhetik leben; schön sprechen; höflich und freundlich sein; Yoga, Aikido, Tai-Chi oder Qui-Gong machen; meditieren; achtsam mit anderen Menschen umgehen; achtsam mit dem eigenen Körper umgehen, also nicht rauchen, wenig Alkohol trinken und vegetarisch essen; Gutes tun; Geschenke machen; Tango tanzen; Rosen züchten; selber kochen; schreiben; malen; Klavier, Cello, Oboe spielen; gezielte Exzesse veranstalten; selbstironisch sein, wann immer es geht; täglich einen Baum umarmen; den Fernseher wegschmeißen; eine gute Tageszeitung lesen; begreifen, daß man im Leben nichts verpaßt; viel schlafen; wenig schlafen; viel sprechen; viel schweigen. – Sie sollten diese Liste für sich selbst vervollständigen!

ber der Kapitalismus wird länger siechen, als der real existierende Sozialismus gesiecht ist. Auf der Siegesstraße befindet er sich nicht mehr.»¹¹⁹

¹¹⁹ Günter Gaus, in der Süddeutschen Zeitung vom 5./6. April 2003.

**Die Bochumer Arbeitsgruppe für
Sozialen Konstruktivismus und Wirklichkeitsprüfung**

hat bisher herausgegeben:

In der Reihe „Arbeitspapiere“:

- Arbeitspapier Nr. 1: **Kritik der herkömmlichen Psychologie in 176 Thesen**
(4. Fassung: März 1990)
- Arbeitspapier Nr. 2: **Erkenntnistheoretische Probleme der Psychologie: Über das Verhältnis von Wirklichkeit, Sinnesdaten und Sprache**
(Historische Fassung: Januar 1988)
- Arbeitspapier Nr. 3: **Bemerkungen zum technologischen Funktionsbegriff** (Kleiner Exkurs über die Meinung: „*Es funktioniert aber doch!*“)
(2. Fassung: Mai 2000)
- Arbeitspapier Nr. 4: **Logik und der Gebrauch von Argumenten**
(3. Fassung: März 1990)
- Arbeitspapier Nr. 5: **Diskussions-Skripte**
(2. Fassung: März 1990)
- Arbeitspapier Nr. 6: **Konstruktivismus und Ethik** (Ein Dialog)
(1. Fassung: November 1988)
- Arbeitspapier Nr. 7: **Variationen über den Konstruktivismus**
(2. Fassung: März 1990)
- Arbeitspapier Nr. 8: **Beziehungs-Skripte**
(2. Fassung: Januar 1990)
- Arbeitspapier Nr. 9: **„Macht“**
(1. Fassung: Oktober 1990)
- Arbeitspapier Nr. 10: **Wirklichkeitsprüfung: Eine sozial-konstruktivistische Forschungsperspektive für die Psychologie**
(1. Fassung: Januar 1992)
- Arbeitspapier Nr. 11: **Zur Kulturphysiognomik von Romantik, Moderne und Postmoderne**
(1. Fassung: Dezember 1993)
- Arbeitspapier Nr. 12: **Was Sie schon immer über Sozialen Konstruktivismus wissen wollten und auch zu fragen wagten**
(Briefe aus den Jahren 1987–1995, nebst Antworten)
(1. Fassung: Oktober 1995)
- Arbeitspapier Nr. 13: **Theorie und Praxis**
(1. Fassung: Januar 1997)
- Arbeitspapier Nr. 14: **Was von der Postmoderne übrig blieb - Zeitgemäße Betrachtungen -**
(1. Fassung: August 2003)
- Arbeitspapier Nr. 15: **Moderne 2.1: Die Arbeit und ihr <Ich>**
(1. Fassung: Juni 2009)

In der Reihe „Bochumer Berichte“:

- Heft Nr. 1: AutorInnenkollektiv: **Automythen. Sprachskripte und Mythen zur Verkehrsmittelwahl**
(August 1990)
- Heft Nr. 2: Holger Wyrwa: **Zen und Konstruktivismus. Zur konstruktivistischen Prozeß-Erfahrung und zur Satori-Erfahrung im Zen** (November 1994)
- Heft Nr. 3: Jens Faust: **Zur differenzlogischen Interpretation des sozial-konstruktivistischen Personenpersonenkongezptes** (2. Fassung: Mai 2000)
- Heft Nr. 4: AutorInnenkollektiv: **Medien, Identität: Medienidentität** (Juli 1997)
- Heft Nr. 5: Albertine Devilder: **Skizzen einer sozial-konstruktivistischen Psychologie**
(März 2001)
- Heft Nr. 6: Alexandra Martz, Svea Steinweg, Pia Maria Gerber: **Konzeptualisierungen von Kultur: J.G. Herder versus S.P. Huntington** (Februar 2005)